

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

| | Seite |
|---|-------|
| Von Posadowsky zu Bethmann. Von Richard Best | 265 |
| Begriff, Idee, Ideal. Von Karl Dentse | 274 |
| Das amerikanische Judenthum. Von Wilhelm Müller | 281 |
| J. J. David. Von Ernestine Lotz | 288 |
| Strawce. Von J. J. David | 291 |
| Hoffmanns Werk. Von Richard Schenk | 294 |
| Ein Reichsbankenanst. Von Leben | 299 |

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1900.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.23.
 Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW 48, Wilhelmstr. 3a.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14.
Kapital: 5 Millionen Mark
 hat eine grosse Anzahl vorzögl. Objekte in Berlin u. Vororten zur hypothek. Beleihung zu
 zeitgemässen Zinssusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

U—3 L—6.

Hotel Esplanade
 Berlin Hamburg
 Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
 ——— Restaurant im vornehmsten Stil ———
 Grill-room Five o'clock tea

Neues Schauspielhaus | **Grand Hotel Excelsior**
 Nollendorfsplatz | Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR
 Café-, Wein- u. Bier-Restaurant. Friedrichstrasse 67.
 Taubenstr. 15 u. Mohrenstr. 49

Schultheiss-Bier

*verdankt sein Renommee
 seiner hervorragenden Qualität und Bekömmlichkeit.*

Alle Waffen
 sind



belüft.
 sonst u. portofrei.

staatlich
 geprüft!

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit
 und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene
Schusswaffen als Jagd- u. Scheibengewehre,
 automatisch. Repetier-Büchsen
 u. Pistolen, Luftwaffen, Taschen-, Revolver sowie
 sämtliche Jagdgerätschaften liefert die
Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Mädler's Patent-Koffer

Reise-Artikel Hochfeine Lederwaren

MORITZ MÄDLER

Lepzig
 Petersstr. 8

Berlin
 Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
 Neuerwall 84

Frankfurt a. M.
 Kaiserstr. 29

Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenu.



Berlin, den 22. Mai 1909.

Von Posadowsky zu Bethmann.

Z ist eine der melancholischsten Erscheinungen auf unserer auch sonst recht schaffenen melancholischen Welt, wie schnell allemal hinter Einem, der von uns ging, die Lücke sich schließt. Ein paar Tage, wenns hoch kommt, ein paar Wochen rauschen die Gedächtnisartikel durch die Blätter. Dann treten neue Gestalten auf den Plan und zwingen uns, mit ihnen uns zu beschäftigen. Als Graf Artur Posadowsky am neunundzwanzigsten Juni 1907 aus seinen Ämtern gerissen wurde, haben Viele gemeint (ich selbst war unter ihnen): den Verlust des einzigen Mannes würde die deutsche Öffentlichkeit nicht verwinden können. Der lebt nun noch immer unter uns, rüstig und ungebrochen an Körper und Seele; und auch das Herz des auf eine edle Art leidenschaftlichen Mannes wird wohl nach wie vor diesen staatlichen Dingen schlagen, die er ein Jahrzehnt hatte meistern dürfen. Aber wer denkt noch groß an ihn? Wer empfindet, außer ein paar Getreuen, den beschämenden Jammer, daß in einer Zeit, die nach Persönlichkeiten hungert, da im politischen Betrieb bis zur Ueberfüllung das (nicht immer ehrbare) Mittelgut dominiert, solche Kraft uns feiern muß?

Nur der Lebende hat Recht. Auf unseren besonderen Fall angewendet: nur der im Amt befindliche Minister. Den umdienern sie schon, wenn ihm erst mit der Würde die Kapazität kam. Ist er noch dazu, wie Herr von Bethmann-Hollweg, ein Mann von starken Gaben und glücklicher Hand, so fallen ihm auch die Aufrechten und Ehrlichen zu.

Ein jeder Tag gebiert eben neue Ziele, neue Pflichten. Wer uns da hilft und fördert, ist unser Mann. Zu rückschauender Sentimentalität haben wir allesammt keine Zeit.

Und Herr von Bethmann (Niemand kann Das im Ernst bestreiten) hat eine glückliche Hand. Des Grafen Posadowsky letzte Jahre waren äußerlich ein Wenig steril gewesen. Von zu vielen Seiten drang nachgerade emsige und unerbittliche Feindschaft auf ihn ein: Das hatte ihn zurückhaltend gemacht, abwartend, vorsichtig; ließ ihn manchmal wohl über dem Wägen das Wagen vergessen. Aber an diesem Wägen selbst war nicht gespart worden. Im Reichsamt des Innern, dessen eifrigster Arbeiter sein Chef war, wurde unablässig gearbeitet; und als Posadowsky ging, hinterließ er seinem Nachfolger ein stattliche Reihe bis ins Detail fixirter Entwürfe als Erbe. Das Gesetz über den Schutz der Heimarbeiter in der Cigarettenindustrie (das, nebenbei bemerkt, über Jahr und Tag im preussischen Staatsministerium gelagert hatte); die Entwürfe über die Versicherung der Witwen und Waisen und die Krankenversicherung der landwirthschaftlichen Arbeiter und Dienstboten, die schon nach Posadowskys Plan in die Kodifikation der sozialpolitischen Gesetze hineingearbeitet werden sollten; die Novelle zur Gewerbeordnung über die Höchstarbeitzeit der gewerblichen Arbeiterinnen, die Hausarbeit und die technischen Angestellten; einen Entwurf über die Arbeitskammern und Vorarbeiten für das Vereinsgesetz. Aus diesem Erbe, das noch um die eine oder andere Ziffer vermehrt werden könnte, brauchte Herr von Bethmann zunächst nur auszuhelfen. Zugestanden muß werden, daß er nicht automatisch that, daß er gewissenhaft die überkommenen Vorlagen prüfte und sie hier und da seinen anders gearteten Auffassungen anpaßte. Aber steril war der Mann, der Solches in nach außen thatenarmen Jahren aufgehäuft hatte, keineswegs gewesen. Dennoch kann man zweifeln, ob es ihm gelungen wäre, so viel davon wie sein Nachfolger in den schützenden Hafen des Reichsgesetzblattes zu bringen. Beim Grafen Posadowsky (ich deutete es vorhin schon an) begannen die Schwierigkeiten bereits im Schoß des Staatsministeriums; und hatte er, diesen Einwänden zu begegnen, seine Entwürfe mit zahllosen Wenn und Aber bepackt, dann zerfetzten sie (man denke nur an die Vorlage über die Berufsvereine) ihm Die im Reichstag und ziehen, seines Leidensweges unkundig, den freimüthigsten Minister, den Preußen-Deutschland im letzten Menschenalter gehabt hat, philisterhafter Liberalität. Er paßte, kurz gesagt, nicht mehr in unsere

Zeit. Während er unablässig an sich arbeitete in der Richtung, zu der er weit hinter des Lebens Mittagshöhe sich durchgerungen hatte, war die Empfindungswelt der Zeitgenossenschaft eine andere geworden. Man sprach wohl noch immer (und mehr vielleicht, als mit der Dekonomie unserer öffentlichen Diskussion sich vertrag) von Sozialpolitik. Aber jede der Parteien, die so eifervoll und um die Wette sich zu solcher Fortführung sozialreformerischer Arbeiten bekannte, verband damit im Grunde einen anderen Sinn. Und wer genauer hinhörte und, die Stimmen wägend, die Summe zog, fand leicht, daß sich für das viel citirte Schlagwort „Nun erst recht Sozialpolitik!“ kein sonderlich freundliches Echo ergab. Man braucht in diesen Tagen, da Todeschauer den Block umwehen, sich nicht erst mit dem albernen Gerede herumzuschlagen, daß Posadowsky scheiden mußte, weil er in die neue Parteigruppierung sich nicht fügen wollte. Mit der hätte er sich schon abgefunden, wenn er auch (wie übrigens in allen Parteien viele Männer) nicht gerade zu den inbrünstigsten Verehrern des Blockgebildes gehört haben mag. Aus anderer Ursache war seine Stellung unhaltbar geworden. Der Minister, der den kühnen Satz geprägt hatte: „Besitz ist keine Tugend, Besitz ist auch meist kein Verdienst“, den sein Gewissen zwang, in tief aus dem Inneren quellenden Worten immer wieder den auf des Lebens Sonnenseite Pilgernden den Spiegel vorzuhalten und sie zu einer ethischen Erfassung ihrer gesellschaftlichen Pflichten aufzurufen, hatte nachgerade allen Kontakt mit einem Geschlecht verloren, das zunächst einmal gewillt schien, selbstgerecht und gegenwartfroh dem Tag zu leben und von der Arbeit, die es unter dem Einfluß anderer Impulse in den Vorjahren für die handarbeitenden Schichten vollbracht hatte, bei der Sorge für die eigene sich zu erholen. Graf Posadowsky (kein Staatsmann und wohl überhaupt kein ins Große Wirkender entgeht diesem Geschick) war an den toten Punkt gelangt. Er konnte wohl in stiller Studirstube Entwürfe aufhäufen; sie durch das unruhige Meer der Bundesraths- und Reichstagsverhandlungen in den schützenden Port zu geleiten, bedurfte es anderer (wie die Dinge lagen: glücklicher) Hände.

Graf Posadowsky selbst hatte diese Wandlung längst erkannt. Neulich, auf der frankfurter Tagung der Gesellschaft für Soziale Reform, hat er in frisch zupackender Charakteristik für sie auch den rechten Ausdruck gefunden. Er warnte davor, allzu vertrauensselig auf den landläufigen sozialreformerischen Eifer zu bauen: die schönsten sozialpolitischen An-

regungen, meinte er, kommen von Leuten, die gar nicht die Absicht haben, ihre Vorschläge auch zu verwirklichen. Und unter ihnen sei mehr als Einer, den nur die Sorge um das Mandat veranlasse, sich sozialreformerisch zu drapieren. Man kann den Dingen nicht schärfer, vielleicht auch nicht mitleidloser ins Gesicht leuchten. Einst (manche von den ganz besonders nationalen Varden des Tintenfasscs und der Versammlungsgrede thun es freilich noch heute) pflegten wir uns zu berühmen: der Cant, die spezifisch englische Form gesellschaftlicher Heuchelei, fände auf deutschem Boden keine Statt. Das ist nun bereits seit geraumer Weile durchaus anders geworden. Auch wir kennen die Heuchelei als Massenerscheinung und es verlohnte schon einmal, unser gesellschaftliches und politisches Zukunftsdenken daraufhin darzustellen. Die am Weitesten verbreitete Form aber (dies Wunder hat das Reichstagswahlrecht bewirkt) ist der sozialpolitische Cant. Wer, der sein Mandat lieb hat (und sie lieben es Alle, Alle), wird wagen, sich rund und nett und unumwunden als Gegner der Sozialreform zu bekennen? Wer wird in Zeitläuften, da eigentlich nur noch der Bauer (er kann auch Rittergutsbesitzer heißen), der General- und der Arbeitersekretär begründete Aussicht auf einen Reichstagsitz haben, sich unpopulär machen und etwa im Stil des Magisters Lille öffentlich auf den „Sozialmoralismus“ schelten? Die Floskel von der „planmäßigen Fortführung einer besonnenen Sozialreform“ hört sich immer gut an und verpflichtet am Ende zu nichts. Es sei denn, Jahr um Jahr zum Etat des Inneren Reichsamts ein paar verfliegene Resolutionen anzumelden und sie unter allgemeinsten Theilnahmslosigkeit in möglichst abgegrastcn Redewendungen zu begründen. Inögeheim aber wächst in weiten Schichten unserer Unternehmerschaft eine Feindseligkeit gegen jede sozialreformerische Bethätigung auf, eine schier gehäßige Ablehnung aller Pläne, die auch nur irgendwie damit zusammenhängen, ein tief innerlicher Groll, über dessen Intenstität bei gelegentlichen Stichproben man ordentlich erschrickt. Abergläubische Furcht und Herrentroz reichen einander, scheint's, da die Hände und zwingen die sonst so Willensstarken, klar und nüchtern Wägenden in die Gefolgschaft närrischer Schwäger tillischer Couleur oder charakterloser Streber vom Katheder, die, unter dem Vorgeben, die nationalökonomische Wissenschaft von der Politit? zu säubern (was in der Form bei dieser politischen Disziplin nie möglich sein wird), jeder Demagogie Vorspanndienste leisten. Die Anderen aber sind müde geworden; müde und übersättigt von all dem

Deklamiren und Gethue. Finden wohl auch, gewohnt, die Dinge vulgärökonomisch anzuschauen, daß anderen Gruppen die Lebensnoth nicht minder hart auf den Nägeln brennt als dem Handarbeiter, und möchten, da sie, wie die Meisten von uns, Arbeiterchaft und Sozialdemokratie gleichsetzen, vermeiden, daß einer mit Recht überall verhaßten politischen Partei neue Benefizien zugewendet werden.

Für derlei kritische Epochen (das Wort im Sinn des Grafen Saint-Simon gebraucht) ist Herr von Bethmann-Hollweg jaß der rechte Mann. Leute, die ihn kennen und zusammen mit ihm gearbeitet haben, rühmen die Urbanität seiner Sitten und seine reise, milde Abgeklärtheit in der Beurtheilung gesellschaftlicher Probleme. Dem wird, auch wer den Staatssekretär bisher nur von fern, bei seinem Auftreten in der Doffentlichkeit, zu beobachten Gelegenheit hatte, gern zustimmen. Die Pessimisten, die von dem Einrücken des Herrn von Bethmann in das Reichsamt des Innern eine neue, durch Humanitas und Bildung ein Wenig gedämpfte Epoche des Scharfmacherthums datiren zu müssen glaubten, haben sich getäuscht. Vom Grafen Posadowsky bewahre ich ein Wort, das er in den Stunden (sie wurden in letzter Zeit immer häufiger), da Verbitterung über undankbares Mißverstehen und unbillige Angriffe an ihm zehrte, einmal sprach: „Glauben Sie mir: wer immer an meiner Stelle stehen wird, er wird keine andere Politik machen können als ich.“ Das Wort ist buchstäblich wahr geworden. Auch Herr von Bethmann macht, das Werk seines Vorgängers so noch nachträglich rechtfertigend, keine andere Politik als Posadowsky. Er breitet, wie der Graf es nur in seiner schöpferischsten Periode zu Anfang dieses Jahrzehntes gethan hat, ein sozialpolitisches Gesetz nach dem anderen vor dem Reichstag aus; und wenn die Herren von der Rechten auf ihre romantisch-altruistische Art ihn bedrängen, sich doch, was sie so darunter verstehen, des „Schubes der Arbeitwilligen“ anzunehmen, gleitet er mit seinem Lächeln behutsam darüber hinweg. Und doch steht er innerlich wohl anders zu diesen Dingen. Graf Posadowsky war ein Kämpfer für die spät erarbeitete Wahrheit; an ihr hing sein ganzes Herz und sie so laut und so feierlich wie nur irgend möglich zu bekennen, war ihm Bedürfniß und Trieb eines stark ethisch gestimmten Naturells. Von solchem Drang fühlt Herr von Bethmann sich offenbar frei. Als leiser Skeptiker neigt er wohl überhaupt zu einer ironischen Weltbetrachtung. Er wird alle diese Dinge, die in seine Hand gegeben sind, sorglich und gewissenhaft betreuen und er wird

auch die Sozialpolitik fördern, weil er sie, deren Nothwendigkeit er in dem mit dem allgemeinen Wahlrecht ausgestatteten Industriestaat keinen Augenblick verkennt, in gewissem Umfang für nützlich hält. Aber doch nur in gewissem Umfang. Ihm fehlt, scheint's, der rechte fröhliche (wer durchaus will, mag auch sagen: der naive) Glaube und neben dem Ja reißt sich immer wieder, mahnend, zweifelnd, den Eifer mäßigend, das Aber ihm empor.

Auch Herr von Bethmann bedeutet, zum Beispiel, das Recht auf Koalition in dieser auf die nominelle Vertragsfreiheit begründeten Wirtschaftsordnung etwas Unerläßliches. Aber das Koalitionswesen hat zum Koalitionzwang geführt und schauernd spricht der ästhetisch Empfindende von einer „modernen Form des alten menschlichen Heerdenlebens“. Er wird schwerlich eine Hand rühren, damit die Zusatzbestimmungen der Paragraphen 152 und 153 der Gewerbeordnung, die in Wahrheit ein Sondervorrecht für den Arbeitgeber stipuliren, beseitigt werden. Ein anderes Beispiel bieten die Tarifverträge. Die binden zur Zeit schon mehr als eine halbe Million gewerblicher Arbeiter und schweben dennoch juristisch in der Luft. Ihre einzige Basis ist die freie Vereinbarung der kontrahirenden Parteien und deren guter Wille, diese Vereinbarungen zu halten. Aber von einer gesetzlichen Regelung will Herr von Bethmann nichts hören: man möge die Entwicklung zunächst sich selbst überlassen. Auch ein Genossenschaftsgesetz habe man erst gemacht, als die Genossenschaften schon zwanzig Jahre bestanden.

Mit dieser Mischung von leiser Skepsis und zweifelnder Ironie hat Herr von Bethmann-Hollweg den Ton der Zeit getroffen. Wenn Graf Posadowsky sprach, stürmten sie in Parlament und Presse wie ein aufgestörter Bienenschwarm durcheinander. Dem Nachfolger, der so klug und mild, so urban und freimüthig zum Ja das Aber fügt, nickten sie verstehend zu und halfen die Frucht aus Posadowskys Saat in die Schauer bergen. Nicht auf diese Weise allein, aber doch mit durch sie ist Herr von Bethmann zu so glücklichen Händen gekommen.

Und nun sollten wir uns allgemach darüber klar zu werden versuchen, warum wir denn überhaupt Sozialpolitik treiben. Man pflegt von einem utopischen Sozialismus zu reden, indem man die Gesellschaftsdichtungen der Owen, Saint-Simon, Fourier, Louis Blanc, Proudhon der sogenannten Wissenschaftlichkeit der Marx und Engels und ihrer Kommentatoren und Popularisatoren gegenüberstellt. Ganz ähnlich, scheint

mir, könnte man von einer utopischen Sozialreform sprechen; nur ist hier die Epoche der Utopisten noch nicht völlig abgeschlossen. Was die ersten Pfadfinder und Wegbahner auf diesem spröden und undankbaren Gebiete trieb, war die Sehnsucht nach dem sozialen Frieden. Den glaubten sie zuversichtlich über diese friedlose Welt heraufführen zu können, wenn die Menschen nur ein Wenig verständiger würden und ihre Rezepte befolgten. Und so empfahlen sie nach einander „Wirthschaftliche Vereine“ und Kooperativgenossenschaften, Gewerksvereine und Einigungämter, gewerbliche Sondergerichte und staatliche Zwangsversicherung. Das Alles haben wir nun zum größeren und geringeren Theil, mit mehr oder weniger Geschick, verwirklicht. Aber den sozialen Frieden haben sie uns nicht beschieden. Der schwebt noch immer in jenen fernen, fernen Höhen, wo als Zielpunkte ihres Mühens und Strebens, verheißungsvoll winkend und doch stets von Neuem zurückweichend, dieser darbedenden, hastenden Menschheit die Ideale hängen. Und wird dort hängen bleiben. Es giebt keine Naturgesetze in der Volkswirtschaft; es giebt auch in der Welt des Willens und dem vom jeweiligen Recht geleiteten und begrenzten sozialen Organismus keine Institutionen, die mit der mathematischen Logik unabänderlicher Naturgesetze zu wirken vermöchten. Was Arbeiterschutz und Versicherungsgesetzgebung uns nicht gebracht haben, werden auch die Organisationen, die hüben und drüben sich ja nun zu immer gewaltigeren Massen zusammenballen, nicht bescheren. Und die Tarifgemeinschaften, so sehr sie sich vielfach bewährt haben und künftig noch bewähren werden, eben so wenig. In allen menschlichen Instituten stecken nun einmal die Keime zu Mißbrauch und Mißlingen und immer noch hat die Praxis, die es mit leidenschaftlichen und nicht durchweg von den edelsten Trieben bewegten Menschen zu thun hat, Komplikationen offenbart, an die der fromme Eifer der Theoretiker nicht dachte.

Damit also werden wir uns abzufinden haben: für chiliaistische Hoffnungen hat diese bresthafte Erde keinen Raum. Aber noch hat auch kein Mensch an das Verschwinden der Krankheiten geglaubt: und trotzdem hören unsere Mediziner nicht auf, zu forschen, und die Sanitätspolizei erweitert mit allem Euf von Jahr zu Jahr den Bereich ihrer Thätigkeit. Nicht viel anders steht es mit der Politik der sozialen Reformen. Der soziale Friede ist eine Utopie, und wer von der Sozialreform ein Aufhören der Sozialdemokratie erwartet, ist ein kümmerlicher, engherziger Kärtner. Sozialpolitik will um ihrer selbst willen

(richtiger: um der Volksgesundheit willen, der leiblichen wie der seelischen) getrieben sein. Sie wird schon darum unerlässlich, weil wir sonst gar nicht dem Konstruktionsfehler unserer Wirtschaftsordnung beikommen könnten, die einen freien Arbeitsvertrag annimmt, wo die tatsächliche Ungleichheit der den Vertrag Schließenden jede Freiheit von vorn herein beseitigt. So gesehen, ist es einfach ein Interesse der Allgemeinheit, daß die Millionen, die über keinen anderen Besitz verfügen als über die Kraft ihrer Hände, nicht auf Gedeih und Verderb der Uebermacht überantwortet werden, die, wie Menschenart einmal ist, die Verführung zu Eigensucht und Profitgier leicht in sich schließt.

Nur über die Methoden der Sozialreform könnte, nun die Epoche der Utopie im Verdämmern ist, vielleicht die Diskussion von Neuem eröffnet werden. Wir dehnen unsere staatliche Zwangsversicherung immer weiter aus: von der Handarbeiterschaft greift sie, wenn auch zunächst fakultativ, nun schon auf die Mittelschichten über. Wie weit können wir in solchem Beginnen wohl fortfahren, ohne zugleich die Grundlagen unserer wirtschaftlichen Ordnung, die (so haben wir doch gelernt) auf der Selbstverantwortlichkeit des selbst wirtschaftenden Individuums beruht, mit anzutasten? Und dann, bedeutamer, zwingender, dringlicher als alle Versicherung: der Arbeiterschutz! Den haben wir bisher zu verwirklichen gesucht, indem wir in mühsäliger und ermüdender Kleinarbeit, oft ohne rechten Zusammenhang mit der Praxis (soll heißen: mit Arbeitgeber und Arbeitnehmern), noch öfter spät, wenn das Leben die Dinge schon selbstthätig zurechtgerückt hatte, ein Gesezchen an das andere und Novelle zur Novelle fügten. Führt es am Ende nicht eher an Ziel, wenn wir zunächst, studentisch gesprochen, für gute und gleiche Waffen sorgten und der Arbeiterschaft den Boden ebneten, von dem aus sie dann auf dem Weg freier Vereinbarung mit den Unternehmern sich auseinandersetzen könnte? Wobei dann freilich eine Erweiterung des Koalitionsrechtes nicht zu umgehen wäre.

Immerhin: Geseze allein thuns nicht. Auch in Sozialpolitik und Sozialer Reform bleibt das Beste im freien Verkehr von Mensch zu Mensch zu leisten. Eine Verwaltung, die grundsätzlich und thatsächlich jedem Staatsbürger ohne Unterschied des Standes und der Parteilung mit der selben Unvoreingenommenheit nahe, und eine Gesellschaft, die es eben so machte, könnten Wunder wirken. Wir sollten Alle zusammen versuchen, gerechter zu werden. Uns in die Seelen Derer hincinzuversehen, die nicht, wie wir, zwischen orientalischen Teppichen und künstlerischem

Hausrath leben und zweimal jährlich in die weite Welt hinausziehen dürfen; deren ganzes Dasein, von allen Schwankungen der Konjunktur geschüttelt und geängstigt, sich bei eiserner Disziplin in engen Steinmauern abspielt. Gerechter und von Zeit zu Zeit wohl auch etwas höflicher. Im Uebrigen: Keine Destillengemüthlichkeit; nur ein Wischen Taft des Herzens.

Aber ich gebe zu: Das sind Sonntagsgedanken. Heute groffen wir der Arbeiterschaft, weil die Sozialdemokratie von so verwegener Thorheit ist und andere, eigene Röthe uns auf den Nägeln brennen. Und Herr von Bethmann, der mit feinem, ein Wenig skeptischen Lächeln vor dem unentwegt über das schöne Thema „Nun erst recht Sozialpolitik“ redenden Reichstag seine Gaben ausbreitet, ist der Mann der Epoche . . .

Dr. Richard Bahr.



Herr Bamberger sprach sein Bedauern über unsere „sozialistische Schrunke aus“. Eine sozialistische Schrunke ist vielleicht die ganze Staats-einrichtung. Wenn Jeder auf eigene Hand leben könnte, wären vielleicht Alle sehr viel freier; aber auch sehr viel weniger geschäftig. Die Alters- und Invalidenversorgung nennt er „chimärische Pläne“. Eine Chimäre ist die Erfüllung einer Staatspflicht niemals; und als solche erkenne ich sie an: als eine Befehlsgewaltspflicht. Es ist kein erfreuliches Gewerbe, sich einem Kunden gegenüber, wie der Abgeordnete Bamberger einer ist, diesen staatlichen Schusserdiensten zu widmen, wenn man uns mit Hohn, mit Unbarm bei wirklichen Anstrengungen behandelt. Die Herren Abgeordneten sollten den Verbündeten Regierungen entgegenkommen und ihnen als Pfadfinder in einem unbekanntem Land, das zu betreten wir für eine staatliche Pflicht halten, als Führer nach ihrer Erfahrung und ihrer Ansicht dienen, aber nicht daran zweifeln, daß uns ehrlich darum zu thun ist, den inneren Frieden und namentlich den Frieden zwischen Arbeiter und Arbeitgeber zu festigen und zu einem Ergebnis zu gelangen, wodurch wir in den Stand gesetzt werden, auf eine Fortsetzung des Ausnahmegesetzes, das wir Sozialistengesetz benennen, zu verzichten, ohne das Gemeinwesen dadurch neuen Gefahren auszusetzen . . . Hat der Staat die Pflicht, für seine hilflosen Mitbürger zu sorgen, oder hat er sie nicht? Ich behaupte, er hat diese Pflicht. Wenn man mir sagt: Das ist Sozialismus, so scheue ich Das gar nicht. Es fragt sich: Wo liegt die erlaubte Grenze des Staatssozialismus? Ohne einen solchen können wir überhaupt nicht wirtschaften. Jedrs Armengesetz ist Sozialismus. Wer den Staatssozialismus als solchen vollfährdig verwirft, muß auch die Befehlsgewalt der Stein und Hardenberg verwerfen, muß überhaupt dem Staate das Recht ab sprechen, da, wo sich Gesetz und Recht zu einer Kette, zu einem Zwang, der unsere freie Willkür hindert, verbinden, mit dem Messer des Operateurs einzuschneiden und neue und gesunde Zustände herzustellen. Für mich ist es ganz einerlei, ob diese Theorie Anklang findet; ich thue aus eigenem Antrieb meine Pflicht, ich halte Dies für meine Pflicht und werde dafür kämpfen, v. so lange ich hier das Wort nehmen kann . . . Die Freiheit ist ein vager Begriff; die Freiheit zu verhungern, kann Niemand gebrauchen. Die menschliche Gewohnheit stellt die Bedeutung der eigenen Person, die Herrschaft der einzelnen Person und ihren Einfluß über die Allgemeinheit, unter dem Vorwand, daß die Freiheit es fordere. (Bismarck im Reichstag.)



Begriff, Idee, Ideal.

Als Theist logischer Richtung und christlicher Färbung freute ich mich, als Julius Hart in einem Artikel den Götzendienst b. lämpfte, der mit Worten und Begriffen, namentlich auch mit dem Gattungsbegriff getrieben zu werden pflegt. Logen hatte ich freilich nicht dazu nöthig, einzusehen, daß es Unsinn war, wenn 1870 in Berichten über mörderische Schlachten resignirt geklagt wurde: „Der Natur ist es ja nur um die Erhaltung der Gattung zu thun!“ Der Natur? Wer oder was ist diese Dame? Die Wissenschaft kennt nichts als ein System von Kraftpunkten, Energieträgern, die sich bewegen, wie sie müssen, aber nichts wollen. Wenn Spinoza und Goethe sagen: Deus sive natura, so ist damit ein Wesen angedeutet, das Absichten haben kann. Als christlicher Geistlicher hatte ich seit Jahren gelehrt, daß die Körperwelt um des zum ewigen Leben berufenen Menschen willen da ist; von Gattung und Gattungen ist im populären Religionunterricht keine Rede. Wenn die Intellektuellen ganz allgemein die Gattung über das Individuum stellen, dann dürfen sie sich nicht wundern, daß sie weniger Anziehungskraft auf die Massen ausüben als die römische Kirche und die Sozialdemokratie. Für diese Beiden ist der einzelne Mensch Zweck alles Denkens, Strebens und Handelns, dem die ewige oder die zeitliche Glückseligkeit gesichert werden soll. Von Loge brauchte ich nur noch zu lernen, daß die persönlichen Geister das einzig Wirkliche, ohne sie demnach materielle Dinge gar nicht vorhanden sind. Was dahin zu berichtigen ist, daß doch auch die bewusste Thierseele wirklich ist und dem winzigen Theil des materiellen Universums Wirklichkeit verleiht, den sie mit ihrem unvollkommenen Wahrnehmungsvermögen in ihr Bewußtsein aufnimmt. Doch haben wir hier nicht nach der konkretesten Fassung des erkenntnistheoretischen Idealismus zu fragen. Die logische Fassung gehört nur darum zu unserem Thema, weil die selben Naturphilosophen, die schon die Gattung über das Individuum stellen, den Werth des Menschen auch noch durch den Hinweis auf das unendliche Universum herabzudrücken lieben, so daß es nicht überflüssig erscheint, daran zu erinnern, daß dieses Universum ohne den bewußten Geist, den wir vorläufig nur als Menscheng Geist kennen, gar nicht vorhanden ist. Schon der poetische Apostel Kant hat den Astronomen ins Stammbuch geschrieben:

Schwäzel mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen!

Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen Euch giebt?

Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,

Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Das läßt sich, wenn auch nicht schöner, so doch noch kräftiger ausdrücken. Die Weltkörper bestehen aus den selben Stoffen wie unsere Erde und deren Atmosphäre. Hastet ein Klümpchen Erde, mit atmosphärischem Niederschlag gemischt, an unserer Hand oder unserer Hofe, so nennen wir es Schmutz. Für die Werthung des Kothes macht es nun offenbar keinen Unterschied, ob er

erbsengroß ist oder Trillionen Kubikmeilen füllt: Roth bleibt Roth. Werth erhält er nur dadurch, daß er vorläufig die materiellen Bedingungen unserer geistigen Existenz enthält, und was seine im supraterrstrischen Weltraum vertheilten Rassen betrifft, so besteht deren Werth darin, daß sie unsere Erde im Gleichgewicht erhalten, daß sie uns das wundervolle Schauspiel des Sternenhimmels bereiten (Und! Wem sonst? Die Sterne sehen einander nicht, Hund und Pferd nehmen keine Notiz von ihnen) und daß sie Gegenstand unserer Forschung werden. Wie thöricht, über den gäo- und anthropocentrischen Standpunkt zu spotten! Als ob der Maschinenraum und der Schnürboden, weil sie mehr Raum einnehmen, wichtiger wären als die Bühnengenerie, der sie dienen. Nicht durch Willkür Sonnen, sondern nur durch Billionen mit Vernunft begabter Planetenbewohner könnten wir Menschen uns bezogen finden, unsere Selbstschätzung herabzustimmen. Aber da wir nicht wissen, ob solche Leute existiren, so existiren sie nicht für uns.

Durch die christliche Werthung der Persönlichkeit ist man eben auch ohne Lüge gegen den Kult der Begriffe und die Künste der Phrase gesitt. Mit Pflichten gegen lebendige Menschen und mit den Gütern, die diese Menschen brauchen, hat man zu thun; mit nichts sonst. Vaterland? Nation? Freiheit? Gewiß: ein schönes Land, von dem man selbst ein Stück oder wenigstens die Ragniehung besitzt, ist werth, daß man sich in seiner Vertheidigung todschießen läßt. Und gewiß schätzt der brave Mann sein eigenes Leibesleben geringer als das Wohl seiner Kinder und Kindeskinde und das der Gesamtheit seiner Volksgenossen, zu welchem Wohl auch ein gewisser Grad und eine gewisse Art (Weides nach Zeiten, Orten, Umständen und Stasse verschieden) von Freiheit gehört. Es ist auch nichts dagegen einzuwenden, daß man der einfachen Redeweise wegen ein die fragliche Güterklasse bezeichnendes Abstraktum wie Freiheit gebraucht, statt jedesmal die Personen zu bezeichnen, denen man ein gewisses Gut zuwenden will. Aber im Auge behalten muß man diese Personen, wenn man nicht der Phrasentaktik zum Opfer fallen will. Von je her haben die Herrschenden und die nach der Herrschaft Strebenden der Masse gepredigt, es sei Pflicht, über der „Sache“, der „Idee“, einem Abstraktum, die Personen zu vergessen, für jene sich zu opfern; diese „Sache“ schreibt der Drahtzieher auf seine Fahne und bringt damit ein paar Tausend Menschen so weit, daß sie sich für diese Fahne, die sein Interesse verhält, todschießen lassen. Freiheit, Fortschritt, Aufklärung, Volkswohl, Volksrecht, Völkerverbrüderung schreiben Die zur Linken, Ordnung, Pflicht, Vaterland, Staat, Thron und Altar die zur Rechten auf ihre Fahnen. Der Erfahrene läßt sich durch einen „patriotischen“ oder „freisinnigen“ Aufruf nicht eher begeistern, als bis er weiß, um wie viele und um welche Personen es sich dabei handelt.

Doch wie ich Lothar gewesen bin, ehe ich den Mikrokosmos gelesen hatte, war ich zugleich auch schon Platoniker, ehe ich Plato kennen lernte (was

Einem bekanntlich auf dem Gymnasium nicht widerfährt). Denke ich nicht daran, mit Worten, Begriffen und Ideen Gögendienst zu treiben, so bin ich doch weit entfernt davon, sie für nichts zu achten. Im ersten Vers des Vierten Evangeliums sieht Hart den großen Denk- und Schöpfer, den er aufdecken will. Nun bedeutet aber Logos nicht nur das Wort, sondern auch die im Wort sich offenbarende Vernunft. Kennt Jemand eine vollkommenere Selbstoffenbarung des Geistes? Sollen wir sie vielleicht bei den Taubstummen suchen? Freilich: die vollkommenste Offenbarungsweise ist das Schaffen; aber Menschen können nicht schaffen, ohne sich durch die Sprache mit einander zu verständiger; der Dichter, der Verwaltungbeamte, der Staatsmann, der Lehrer schafft geradezu durch Worte und jedes vernünftige, nothwendige Wort wirkt schöpferisch; leeres Geschwätz ist gar kein Logos und das Logische, das Unterscheiden, Kombinieren, Schematisieren, Begriffsbilden ist nur eine seiner Thätigkeiten. Der Vers besagt also: die Substanz der Welt ist vernünftiger Geist und diese Weltsubstanz, dieser Logos, heißt es dann weiter, ist Fleisch geworden in einem menschlichen Individuum. Diesen Menschen, dieses anschaulich gewordene, mit Händen zu tastende Wort beten die Glaubensgenossen des Evangelisten an, nicht einen toten Begriff, nicht eine Abstraktion. Als eine solche darf auch die platonische Idee nicht angesehen werden. Sie ist vielmehr das Erste, das Schöpferische. Aber das Erste im Sinn ist immer das Letzte in der Erkenntniß; darum sind die Sokratiser erst durch den Begriff zur Idee gelangt. Doch meri flatus vocis, wie sie von den Nominalisten genannt wurden, sind auch die Begriffe nicht. Reichst Du einem kleinen Jungen statt der versprochenen Birne eine rohe Kartoffel, so wird er sie, mag er auch Pellkartoffeln ganz gern essen, mit Entrüstung zurückweisen, obwohl die Kartoffeln auch Erdbirnen heißen; nicht einen Augenblick wird der Gleichklang der Worte (der freilich im schlesischen „Aperna“ verloren geht) den Kleinen irr machen: eine Erdbirne ist einmal eine Kartoffel und keine Birne, wie eine Kage eine Kage und kein Sperling ist. Der längst verstorbene schlesische Kirchenkomponist Schnabel hat für anspruchlose Leute ein komisches Duett „Das Blooseruhr“ gedichtet und komponirt. Ein Bauer, der so dumm ist, wie es in Wirklichkeit gar keinen giebt, bestellt beim Meister Tischler ein Blaserohr. Dieser nimmt die Bestellung scheinbar an; „uf de neue Wuche“ soll das Ding fertig sein. Wie es der Bauer abholen kommt, reicht ihm der Meister ein rohes Krummholz. Der Bauer prüft es auf Stoff, Farbe, Länge, sucht vergebens das Loch; und schließlich bricht sich die Erkenntniß Bahn: „Das is wull ooch goar lee Blooseruhr nee?“ „Nu nee“, singt der Meister: „a Blooseruhr is freilich nee.“ Also sogar der Dummst der Dummten erkennt nach längerer Prüfung, daß ein rohes Krummholz kein Blaserohr ist, und es stünde schlimm um den menschlichen Verkehr und das menschliche Schaffen, wenn es anders wäre. Das Zusammenfassen ähnlicher Wahrnehmungen in einen Begriff, der mit einem Wort bezeichnet

wird, ist also kein beliebiger, sondern ein notwendiger Akt; und es ist vollkommen richtig, wenn der Verfasser der Genesis die menschliche Verstandsthatigkeit (2,19) mit der Benennung der Thiere (wir dürfen die nährenden Früchte hinzudenken) beginnen läßt. Mag sich der Handwerksmeister, der Händler mit einem Dummkopf einen Scherz erlauben: gewöhnlich geschieht es höchstens in Folge eines Versehens, daß der Kunde statt eines Blaserohres ein Krummholz, statt der Birnen Kartoffeln kriegt.

Ehe wir aber ähnliche Dinge in einen Begriff zusammenfassen können, muß ihre Idee dagewesen sein. Noch nie hat ein Künstler (dieses Wort im weiten Sinn von artifex genommen) einen Stuhl, eine Maschine, eine Torte, einen Smoking, eine Madonna, eine Kirche gebaut, ohne vorher die Idee davon im Kopf gehabt zu haben. Wollte auch ein Landschafter, ein Portraitmaler wirklich weiter nichts als ein Stück körperlicher Wirklichkeit genau abschreiben (was bekanntlich nicht möglich ist), so müßte er doch allermindestens aus der Landschaft, die er sieht, ein Rechteck herauszuschneiden, dem Abzubildenden seine Stellung anweisen: und diese Stellung, dieser Ausschnitt ist seine Idee. Wird nun eine Idee in einer Anzahl von Exemplaren verwirklicht, so entsteht eine Gattung (die Unterscheidung von Genus und Species geht uns hier nicht an) und der Beschauer der Exemplare bekommt den Gattungsbegriff. Sollten das Pferd, der Maikäfer, die Rose, der Eichbaum ohne Idee entstanden sein? Darwin ist ein großer Forscher, dem wir tiefe Einsichten ins Thier- und Pflanzenleben verdanken, aber was man gewöhnlich Darwinismus nennt, Das bedeutet den Verzicht auf die Vernunft. Wenn man mir sagt, daß aus einem Eiweißklümpchen durch nichts als Anpassung an mechanische Stöße, an chemische Einwirkungen, an die Temperatur der Umgebung und an die Nahrung, die diese darbietet, endlich durch Ueberleben des Angepaßten die Fülle organischer Wesen entstanden sein soll, deren jedes seine charakteristische Gestalt und einen diese Gestalt bildenden, unendlich komplizierten inneren Bau hat, so habe ich dafür nichts als ein herzliches Lachen. Im physikalischen Universum ist jede Wirkung ihrer Ursache äquivalent. Wo immer wir über das physikalische Gebiet hinausschauen, sehen wir die Wirkung hinter der Ursache, das Kunstwerk, zum Beispiel, hinter der Idee des Künstlers zurückbleiben. Der Eichbaum erscheint uns nicht nur räumlich, sondern auch als das Entfaltete, reich Gestaltete, größer als die Eichel, aber der Potenz nach ist diese, die eine unendliche Zahl von Eichbäumen sammt ihren Eicheln zu gebären vermag, das Größere; und dieses ihr wunderbares Vermögen kann sie nur von einer höchsten Macht und Weisheit empfangen haben. Nicht die Urdummheit (und Das ist ein Chaos chemischer Elemente) kann die Mutter des Reichthumes der Welt an organischen Gebilden und der Menschenvernunft sein, die ihn bewundert, ohne ihn anders als im toten Bild nachschaffen zu können. Es ist richtig, daß uns alle Wiederkäufer verwandt erscheinen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß

alle ihre Arten aus einer Stammform entstanden sind. Es ist möglich, daß (nach Haeckels Stammtafel) aus Beuteltieren in der einen Linie Raubthiere und Affen (sammt den Node- und sonstigen zweihändigen Affen), in der anderen die Vögel und die Kusthiere sich entwickelt haben. Möglich, nicht bewiesen, auch nicht beweisbar. Denn Niemand ist dabei gewesen, der es hätte berichten können. Die Paläontologie beurkundet nur, welche Geschöpfe gleichzeitig und welche nach einander vorhanden gewesen, nicht, wie sie geworden sind. Von den exakten Wissenschaften unterscheiden sich die Phantasiwissenschaften: Kosmologie, Geologie, Biologie (die dadurch inegakt wird, daß sie, statt sich auf gegenwärtige Lebenserscheinungen zu beschränken, Hypothesen über vorgeschichtliche baut), auch dadurch, daß sich Jene nur mit Dem befassen, was vor unseren Augen vorgeht, während Diese zu ergülden versuchen, was vor Jahrmillionen geschehen sein könnte. Also auch diese Verwandlung und so die Abstammung der Placentalthiere von Moneren ist denkbar, aber nicht, ohne daß „das Unbewußte“, wie wirs einmal, ohne das Wort besonders glücklich zu finden, mit Eduard von Hartmann nennen wollen, der Entwicklung einen neuen Impuls ertheilt hätte, so oft eine neue charakteristische Form entstehen sollte, die nicht nur Variation einer schon vorhandenen Form ist, sondern sich deutlich als Verwirklichung einer neuen Idee darstellt. Es läßt sich denken (kommt ja thatsächlich vor), daß ein Auge durch die Lebensverhältnisse des Geschöpfes: Nacht- oder Tagleben, Aufenthalt im Freien oder in einer Höhle, wesentliche Umbildungen erleidet, nicht aber, daß aus einem lichtempfindlichen Hautfleck durch bloße Einwirkung des Lichtes ohne einen Künstler der kunstvolle Bau des Auges entsteht. Das unergründliche Wunder des organischen Lebens mit seiner Variabilität und Vererbbarkeit einmal vorausgesetzt, verstehen wir recht gut, wie die Haut unter den Tropen schwarz, das Haarkleid im Norden dichter werden kann, auch, wie durch Jahrtausende langes Waten im Sand die Beine und in ihnen angemessener Art der Hals einer Wiederkäuerart sich verlängern; aber wenn bei der zuletzt angeführten Veränderung die originellen Gestalten der Giraffe, des Kamels herauskommen sollten, müssen sie entworfen und gewollt sein. Wir vermögen den Werteprozeß nicht zu entschleiern; nur so viel ist uns klar: sollen aus Urzellen Rosen, Eichen, Palmen, Kolibris, Elephanten, Löwen, Menschen werden, so mußten, ehe sie wurden, ihre Ideen in dem unendlichen Geist gelebt haben, der nur in ihnen sich uns kund giebt.

Uebrigens fällt, wenn wir vom Menschengeschlecht reden, der Begriff des Geschlechtes nicht ganz mit dem der Gattung zusammen. „Tisch“ ist nur Gattung in dem bisher betrachteten Sinne; „Mensch“ ist etwas mehr. Das gesammte Menschengeschlecht macht als Abkömmling eines Stammpaares eine organische Einheit, einen Organismus aus, wie das Gleichgewicht der Geschlechter (hier hat genus seine dritte Bedeutung) beweist. Bekanntlich ist die Zahl der männlichen Personen im Heirathalter der Zahl der weiblichen un-

gefähr gleich, was, da das Leben die Männlein stärker mitnimmt als die Fräulein, dadurch erreicht wird, daß mehr Knaben als Mädchen geboren werden, obgleich es im Einzelnen rein zufällig zu sein scheint, ob ein männliches oder ein weibliches Individuum zur Welt kommt, da in den einen Familien nur Knaben, in anderen nur Mädchen, in dritten Knaben und Mädchen in den verschiedensten Zahlenkombinationen geboren werden. Man sieht also, daß eine organisirende Kraft das ganze Geschlecht durchwaltet und es als eine Einheit erhält. Noch auffälliger tritt Das in der Kompensation bei Störungen des Gleichgewichtes ans Licht. Während der männermordenden napoleonischen Kriege stieg in Frankreich der Ueberschuß der Knabengeburt, der dort gewöhnlich 5,38 Prozent beträgt, auf 7,31 Prozent. Es ist etwas Ähnliches wie das Leben des Bienenvolkes: in jedem Stock richtet sich die Zahl der Drohnen, der Gebäterinnen (von solchen ist immer nur eine, aber mindestens eine nöthig und vorhanden), der Arbeiterinnen nach dem jeweiligen Bedarf, weshalb ein neuerer Bienenforscher, Gerstung, meint, man dürfe die einzelne Biene nicht als ein selbständiges Individuum ansehen: nur das ganze Bienenvolk, das er darum „der Bien“ nennt, sei ein solches. Zwischen einem Bienenvolk und dem Menschengeschlecht besteht nun freilich ein großer Unterschied. Das einzelne Bienlein hat für sich allein wirklich nichts zu bedeuten; es lebt nur für sein Bienenvolk und dieses für den Haushalt der Natur. Der einzelne Mensch dagegen ist zwar ins Geschlecht eingegliedert, empfängt von ihm sein Dasein, kann ohne Hilfe der Geschlechtsgenossen weder leben noch sich entfalten, aber jeder einzelne Mensch ist Selbstzweck und das Geschlecht besteht nur als Mittel, diesen Zweck in einer großen Zahl von Individuen zu verwirklichen. (Goethe würde nicht zugeben, daß die niederen Lebewesen für einen außer ihnen liegenden Zweck vorhanden seien: jedes Wesen, meinte er, trage in seiner eignen Vollendung den Zweck, den es zu verwirklichen strebe. Sofern damit gezeugnet werden soll, daß das Thier, die Pflanze um des gesammten Naturhaushaltes und dieser um des Menschen willen da sei — was nicht ausschließt, daß dabei das bewußte Lebewesen für den Dienst, den es leistet, durch angenehme Empfindungen entschädigt wird —, muß ich Das ablehnen. Sofern dagegen die Ansicht zurückgewiesen wird, der Organismus sei eine Zufallsbildung, ist es gerade Das, was ich hier so stark hervorhebe; Goethe war bekanntlich sehr glücklich über Blumenbachs Ausdruck: *nus formativus*, der genau Das ausdrückte, was er meinte, und es fragt sich nur noch: *Quis est is, qui nititur?*) Ein zweiter Unterschied, nicht nur vom „Bien“, sondern von jedem anderen Geschlecht lebender Wesen, besteht in Folgendem. Das Thier verwirklicht die Idee seines Schöpfers rein passiv; wie es aus dessen Hand hervorgeht, so ist es, so bleibt es; es müßte denn zu einem neuen Schöpfungsakt, zur Erzeugung einer neuen Art, verwendet werden. Aber es selbst denkt nicht daran, sich umzugestalten, sich etwa fertig zu machen, hat auch gar nicht

nöthig, denn es ist fertig, sobald es aus dem Ei oder der Puppe oder dem Mutter Schoß schlüpft; nur zu wachsen braucht es noch: und Das geschieht ohne sein Zutun. Wie denkt ein Thier, auch wenn es Hände hat, daran, seine leibliche Erscheinung zu verändern, sich zu schmücken oder sich zum Schutz gegen Kälte und Nässe zu kleiden: sein Haarkleid, sein Federschmuck wachsen ihm. Der Mensch wird zwar auch durch Wachsthum vollendet, aber das Beste an seiner Vollendung hat er selbst zu leisten: er ist berufen, sich selbst zu vollenden durch die mannichsachste Kulturthätigkeit. Ob es auf unserer Erde jemals Geschöpfe von Menschengestalt ohne alle Kultur gegeben hat, wissen wir nicht. Schon der Menschenberuf bringt mit sich, daß dem Menschen die Idee des Schöpfers, die er zu verwirklichen hat, bewußt wird; und die ins menschliche Bewußtsein aufgenommene Idee nennen wir Ideal. Auch das Ideal ist kein Abstraktum: der „Mensch an sich“, der reine Mensch, der nur Mensch im Allgemeinen wäre, ohne etwas Besonderes zu sein, wie sich ihn die Nationalökonomien und die Staatstheoretiker des achtzehnten Jahrhunderts dachten, existirt nicht. Allerdings giebt es außer der leiblichen Organisation noch Mancherlei, was allen Menschen gemeinsam ist, eben Das, was den Menschen zum Menschen macht: daß er seine Wahrnehmungen zu Einsichten verknüpft, daß er nach Gründen forscht, daß sein Gedächtniß alle Zeiten, sein Weitblick die Welt umspannt, daß er sich selbst bestimmt, sich Zwecke setzt und die Mittel dazu ordnet, daß er die Befriedigung seiner animalischen Bedürfnisse regelt, daß er über diese hinaus eine Anzahl geistiger und Gemüthsbedürfnisse hat und für die Befriedigung aller seiner Bedürfnisse arbeitet. Doch Niemand will nur Mensch, Mensch im Allgemeinen, sondern er will dieser eine ganz klar bestimmte Mensch sein; was er aus sich und aus seinem Sohn zu machen strebt, ist der schöne, der gute, der schöngute, der gerechte, der tüchtige, der heilige, der ritterliche, der selbstlos tapfere Mensch, der Forscher, der Künstler oder auch nur der brave Arbeiter. Es giebt Großgeister, in denen mehrere Typen verschmolzen erscheinen, aber keinen, der sie alle darstellt. Bei den Großgeistern, die weltumgestaltend wirken, pflegt die Selbstbestimmung scheinbar zurückzutreten; in ihren wichtigsten Entscheidungen und Thätigkeiten fühlen sie sich „von einem Dämon“ getrieben, weil in ihnen der Weltgrund unmittelbarer und kräftiger thätig ist als in den gewöhnlichen Menschen; doch eben nur, so weit er ihre genialen Schöpfungen als Werkzeuge für bestimmte Zwecke gebraucht: im Uebrigen läßt er sie ihrer Selbstbestimmung und beschränkt sich, wie bei den anderen Menschen, darauf, sie durch die äußeren Umstände in die Bahn zu bringen, in der sie sich vorwärts bewegen sollen. Alle diese Ideale nun also sind, wie gesagt, keine Abstrakta, sondern sie sind Musterbilder, dargestellt von lebendigen Personen, die wir aus lebhaftiger Anschauung oder aus ihren Werken oder aus der Geschichte kennen.

Das amerikanische Judenthum.

Daß sich das jüdische Element in Amerika freier und selbstbewußter entwickelt als in irgendeinem anderen Lande der Welt, wurde durch besondere Verhältnisse bedingt. Zunächst finden wir bei den ersten aus England kommenden Kolonisten und bei den Juden gewisse gemeinsame Züge. Wie die Juden, so hielten sich auch die Puritaner für ein ausgewähltes Volk. Ihre staatliche Gründung war eine Theokratie und ihr Verhältnis zu Gott hatte einen politischen Anstrich. Die strenge Gleichmäßigkeit des Alten Testaments entsprach ihrer Denkart mehr als der in der Befinnung wurzelnde Gehalt der Evangelien. Dann stimmen aber auch mit den Amerikanern der Vergangenheit die der Gegenwart darin überein, daß sie im jüdischen Volk die Träger und Hüter einer reinen Gottesverehrung erblickten. Und wenn der Ausspruch des Präsidenten Eliot von Harvard: „Für die ganze civilisirte Welt war diese Rasse die Quelle der höchsten Ideen von Gott, den Menschen und der Natur“ vielleicht nicht ohne Einschränkung angenommen werden dürfte, so hält doch die überwiegende Mehrtheit des amerikanischen Volkes den Grundgedanken der jüdischen Ethik für zutreffend, daß die Religion mehr als alles Andere die Moral zu einem festen sittlichen Bewußtsein zu erheben vermöge. So fanden denn die Juden in der Neuen Welt volle Glaubensfreiheit und den Genuß aller bürgerlichen und menschlichen Rechte. Und sie haben sich der gastlichen Aufnahme würdig erwiesen.

Die jüdische Einwanderung begann schon im siebzehnten Jahrhundert mit dem Erscheinen sephardischer Israeliten aus Portugal, Spanien und Holland. Diese waren durchdrungen vom Geist der portugiesischen Synagogen und hielten und halten die Traditionen der mittelalterlichen jüdischen Wissenschaft aufrecht. Die Vorläufer der deutsch-jüdischen Einwanderung landeten im achtzehnten Jahrhundert in Amerika. Ihnen folgten im neunzehnten Jahrhundert Schaaren aschkenasischer Israeliten aus Deutschland, Polen und Litauen. Diese sonderten sich nach ihrer Landemannschaft ab; und die bayerischen Juden sahen nicht ohne ein gewisses Gefühl der Ueberlegenheit auf die „Hinterberliner“ und „Polaken“ herab. Eine größere Spaltung wurde jedoch auf religiösem Gebiet bewirkt. Die im achtzehnten Jahrhundert von Moses Mendelssohn angeregte Bewegung hatte zur bürgerlichen Gleichberechtigung geführt. Der hervorragende Denker wurde aber auch zum Führer, der seinen Stammesgenossen den Weg aus der Wüste geistiger Befangenheit in das Gelobte Land einer freieren Weltanschauung zeigte. An dem mächtigen Aufschwung der glänzendsten Weißesepoche Deutschlands nahm auch die jüdische Bevölkerung Theil; und dieses Land wurde zur Wiege der neuen jüdischen Wissenschaft und einer Reform des jüdischen Glaubens.

Die Verfolgung der Juden in Rußland und deren Einwirkung auf slavische Länder brachte Israeliten nach Amerika, die gewisse morgenländische Züge reiner bewahrt hatten und läher an ihren Traditionen hingen als ihre aus Mittel- und Westeuropa eingewanderten Stammesgenossen. Diese drei Gruppen und die einzelnen Gemeinden verschmolzen sich nicht, traten aber doch in Beziehung zu einander. Der Außenwelt gegenüber bildeten sie ein einiges Element, dem aus dem Versuch, den demokratischen Geist des Westens zu erfassen und aus dem bestehenden politischen und sozialen Einrichtungen Gewinn zu ziehen, eine gemeinsame

Aufgabe erwuchs. In der Erfüllung humanitärer Pflichten, in der Unterstützung und Versorgung der zu Hunderttausenden aus Rußland einströmenden Neuanlömmlinge (New York zählt jetzt sechshunderttausend jüdische Einwohner), in der Befreundung der Einwanderer mit ihrem neuen Wirkungskreis arbeiten portugiesische, deutsche und russische Juden Schulter an Schulter und sie dürfen auf großartige Leistungen hinweisen.

Religiös sondert sich das amerikanische Judenthum heute, von geringeren Unterschieden abgesehen, in drei große Gruppen. Die Orthodoxen bestehen zum Theil aus Mitgliedern portugiesischer Gemeinden, doch der Mehrzahl nach aus slavischen Juden. Sie stehen auf dem Boden der talmudisch-rabbinischen Lehre und suchen, so gut es die Bedingungen des neuweltlichen Lebens zulassen, in der strengen Beobachtung des Gesetzes Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse. Auch die Konservativen halten an der überlieferten Lehre fest, haben sich jedoch in Sitte und Gebrauch amerikanischen Verhältnissen anbequemt. Die Reformirten sind in das Freilicht der modernen philologischen und theologischen Forschung getreten. Wie der liberale Protestantismus eine Verinverlichung des Christenthumes anstrebt, so kehren die führenden Geister des Judenthumes von dem talmudisch-rabbinischen Standpunkt eines starren Gesetzeskultus zurück in die Tiefe des prophetischen Gottesbewußtseß und bringen mit ihm die Humanitätsideale der neuen Zeit in Verbindung. Die Religion tritt aus dem engen Tempel einer unzugänglichen und herrlichen Stammesgottheit in das weite und lichte Heiligthum eines allliebenden Gottes.

In einem neuerdings erschienenen Werk über die russischen Juden wird die Ansicht ausgesprochen, daß ihrer in Amerika eine bedeutsame Mission harre. In Folge ihrer ungewöhnlichen Widerstandskraft, ihres beweglichen Geistes, der in Verbindung mit dem Gloriethum sich dessen ungehörigen Enthusiasmus angeeignet habe, seien sie berufen, die Vermittelung zwischen den sephardistischen und den aschkenasischen Juden zu übernehmen und dem Judenthum „ihre breitere jüdische Weltanschauung, eine lebenskräftigere Auffassung jüdischer Ideale und ein tieferes Interesse an jüdischen Weltfragen einzuführen“. Ob hier der Wunsch Vater des Gedankens ist, ob ein solcher Einfluß wirklich zu erwarten ist, vermag nur die Zukunft zu zeigen. Einstweilen mühen sich die älteren russischen Einwanderer in weitgehender Zersplitterung redlich ab, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen und den Glauben und die Gebräuche ihrer Väter hochzuhalten. Die jüngere Generation aber athmet auf vom Druck der Verfolgung und von der Schmach erzwungener Absperrung. Sie macht sich die bürgerliche und wirtschaftliche Freiheit mit überwachendem Erfolg nutzbar, schöpft wissensdurstig aus den überall sprudelnden Bildungsquellen und entfaltet in Zeitschriften, Vereinen und Versammlungen durch Wort und Schrift eine rege geistige Thätigkeit. Unter der grundverschiedenen Umgebung, deren treibende Kräfte oft mit mehr Eifer als Einsicht erfaßt werden, brechen Viele mit der Vergangenheit. Vom Geschäft und Handel, die ihr eigenes Gebiet waren, gehen Tausende zur Arbeit in der Fabrik oder auf der Farm über. Von der Orthodogie wendet sich keine kleine Zahl dem Agnostizismus und Atheismus zu. Western noch im Zustand drückendster Unfreiheit, bekennt sie sich heute zu einem politischen Radikalismus, der den Umsturz predigt. Und einzelne Vertreter dieser Richtung, erfüllt von fanatischem Haß gegen alles Bestehende, suchen den theoretischen Anarchismus Bakunins in die Praxis zu übertragen. Diese Propa-

ganza der That bietet kampflustigen Antisemiten, die allerdings nur in geringer Zahl vorhanden sind, die erwünschte Veranlassung, das schwerste Geschick ihrer Separatisten gegen das Judenthum aufzufahren. Wer aber die Verhältnisse vorurtheillos beurtheilt, wird zugestehen, daß man für die Ausschreitungen Einzelner nicht den ganzen Stamm verantwortlich machen kann, der sich durch Gesetzmäßigkeit und Friedensliebe ausgezeichnet hat, und daß der unvermittelte Uebergang aus der Knechtschaft in die Freiheit solche Ausbrüche psychologisch erklären kann.

Wenn man von einer Einwirkung des Judenthumes auf das öffentliche Leben und die kulturellen Bestrebungen Amerikas spricht, so muß eine solche unbedingt den aus Mitteleuropa, besonders aus Deutschland kommenden Einwanderern zuerkannt werden. Daß sie, als Angehörige des Handelsvolkes par excellence, die unvergleichlichen Erwerbsmöglichkeiten der Neuen Welt mit weitsehendem Blick und findigem Unternehmungsgeist auszunutzen wissen, ist allgemein bekannt. Wir finden sie auch als Mitglieder der verschiedenen Parteien in den Zweigen staatlicher wie städtischer Verwaltung in verantwortlichen Stellungen. Sie sitzen auf der Richterbank und wirken in den Gesetzgebungen der Einzelstaaten. Als der berühmteste Führer des Nordens im Bürgerkrieg, General Grant, als Gast in Cincinnati erschienen, wurde Rabbi Bienthal für die Aufgabe erkoren, ihn im Namen der Stadt zu begrüßen. Dr. Jakobi, der Präsident der medizinischen Hochschule in New York, der Bürgermeister Fleischmann der Stadt Cincinnati, ein Vertreter des Staates Colorado im Repräsentantenhaus in Washington und Oskar Strauß, der unter dem Präsidenten Roosevelt Sekretär des Arbeitswesens der Union war, sind Juden. In Würdigung der Thatfache, daß ihre bürgerliche Stellung wie ihr geistlicher Erfolg von der Beherrschung neuzeitlicher Bildungselemente abhängt, zeigen sich die Israeliten in Amerika als Förderer erzieherischer Bestrebungen. Sie stehen als Schulkommissare und Räte im Dienst städtischer Körperschaften und lehren an Bildungsanstalten, an den besten Universitäten und Colleges. Der Vorsitz der öffentlichen Vortragswesen in New York, der Leiter des deutschen Unterrichts in den städtischen Schulen Witaupes sind Juden. Der Lehrer Hamburger darf als einer der Pioniere des Arbeitunterrichtes in Amerika gelten und von der Workingman's School, einer eigenartigen Schöpfung Professor Feilich Adlers in New York, ging eine breitere Auffassung des Bildungsideals aus. Die Juden pflegen überall für die Armen und Bedürftigen ihres Standes zu sorgen. Sie nehmen aber eben so regen Antheil an den humanitären Bestrebungen, die der Allgemeinheit dienen, an der Gründung sozialer Anstalten und freier Kindergärten in den Arbeitervierteln der Großstädte. Sie fördern eifrig Kunst und Wissenschaft und bemühen sich, das Deutschtum zu erhalten.

Treu ihrer Vergangenheit, pflegt die Mehrheit der Juden Amerikas, der Konservativen wie der Reformisten, den religiösen Geist, der den jüdischen Stamm von je her besetzte. Von den Reformisten sagt der französische Schriftsteller Henry Wargy, sie seien „die wahren Vertreter des Judenthumes in Amerika“. Ihre Religion ist ein Deismus und ihr Ritus ein Ausdruck des Gefühllebens, der die Gegenwart mit der Vergangenheit verbindet. Seine Hauptaufgabe erlischt er jedoch in thatkräftiger Bewirkung sittlicher Tugend. Mit dieser Auffassung nähern die Juden sich den liberalen christlichen Kirchen. An einer Straßenkreuzung Cincinnati's steht ein Israelitentempel einer Unitariertirche gegenüber. Mehr als einmal

sprach der Rabbi in der Kirche der Unitarier und deren Prediger in der Synagoge. Diese Annäherung ist nicht vereinzelt, sondern läßt sich in vielen Fällen wahrnehmen. R. Cobb meinte, die religiöse Entwicklung der Juden habe sie dem liberalen Christentum zugeführt. Rabbi Silverman entgegnete hierauf, die Unitarier hätten sich vielmehr dem Judentum zugeneigt. In Wirklichkeit stehen Beide, der jüdische wie der christliche Liberalismus, auf dem Boden der modernen Wissenschaft. Sie wandern dem selben Ziele zu, einer Durchgeistigung und Verinnerlichung des religiösen Lebens und der Verdichtung religiöser Impulse zu einem schaffensfrohen Willen, das die sittliche Hebung der Gesamtheit mit aller Macht erstrebt.

Von der neuzeitlichen Rigung, mehr Das zu beachten, was den Religionen gemeinsam ist, als Das, was sie trennt, hält der englische Essayist Chesterton nicht viel. So bekräftigte er auch den Kongreß, der in Oxford die Religionen der Welt wissenschaftlich erörterte, doch „im Geist der Duldung und Ehrfurcht“. Der Grundgedanke seiner Auslassung ist der, daß eine Religion entweder wahr oder falsch sei und im zweiten Fall keine Duldung verdiene, sondern bekämpft werden müsse. Das ist die Sprache düsterhafter Engherzigkeit, die meint, daß Alles, was uns persönlich nicht glaubhaft erscheint, es auch für Andere nicht sein dürfe, und die verkennet, wie ein Ringen nach Wahrheit, ein Widersprechen des göttlichen Lichtes in allen Religionen, selbst den rohesten, zu erkennen ist.

Doch handelt es sich bei der vielleicht mehr den Verhältnissen als einem bewußten Willen entspringenden Annäherung in Amerika nicht sowohl um Bekenntnisse als um gemeinsames Wirken. Und darin stimmt das reformierte Judentum mit dem christlichen Liberalismus überein, daß der Schwerpunkt der Religion weniger in der Lehre als im Leben liegt. Diese Auffassung befundet sich in den Predigten reformierter Rabbis wie in den Schöpfungen, die sie ins Leben gerufen haben. Rabbi Wise, der Vorkämpfer des reformierten Judentums, und sein Mitarbeiter Dr. Silienthal geben ihr Ausdruck. Zu ihr bekannte sich die Union israelitischer Gemeinden auf der Versammlung in Pittsburg. Auf dem Boden dieser Auffassung stehen die bekanntesten Mitglieder und die Freunde des Vereins fortschrittlicher Rabbis. Für diese Männer und ihre Gesinnungsgenossen bedeutet die messianische Verheißung nicht länger das Erscheinen eines Erlösers für ihren Stamm, sondern die Hoffnung auf ein stetiges Fortschreiten und Emporsicheren der Menschheit, zu dem auch das Judentum nach Kräften beizutragen habe.

Wenn die Leiter des deutschen Judentums in Amerika ihren höchsten Beruf in der Lösung ethisch-sozialer Probleme erblicken, so ist die Frage am Platz, ob ihre Bemühungen erfolgreich sind und insbesondere zu einer Ausmerzungen jener Eigenschaften führen, die man den Juden, mit Recht oder mit Unrecht, vormißt. Es ist klar, daß man bei der Beantwortung dieser Frage nicht die neuen Zugzöge ins Auge fassen darf, die in den letzten Jahrzehnten zu Hundertertausenden aus Osteuropa ankamen, sondern die Juden, die in Amerika heimisch geworden sind. Da zeigt denn die Kriminalstatistik, daß sie im Verhältnis zu ihrer Zahl mit einem auffällig geringen Prozentsatz an schweren Verbrechen, besonders Gewaltthätigkeiten, betheiligte sind. Ihre Mäßigkeit bewahrt sie vor den Ausschreitungen, die an jedem Montag in amerikanischen Großstädten Hunderte wegen Trunkenheit vor die Polizeigerichte führen. Wegen Vergehens gegen das Eigentum, Hehlerei, Betrug oder unlauteren Wettbewerbs haben Juden sich nicht öfter zu verantworten als andere.

Bürger der Vereinigten Staaten.^{*)} Kommen sie, wie antisemitische Heger behaupten, mit dem Strafgesetz nur deshalb wenig in Konflikt, weil ihre Schlaueit die Gesetze zu umgehen weiß, so waren Verschlagenheit oder Bestechung die einzigen Mittel, die sie durch Jahrhunderte vor rücksichtsloser Ausbeutung und Erpressung sicherten. Vor dem grausamen Uebermuth brutaler Nachahrer konnte nur kriechende Untermüthigkeit bestehen. Und bemerken wir noch ein dreifaches Vordringen, so sollte man nicht vergessen, daß Juden in der Vergangenheit auf dem gewöhnlichen Weg überhaupt nicht vorwärts zu kommen vermochten. Der Schmutz des Scheiters war das unausbleibliche Ergebniß der Absperzung in engen Stadtvierteln. Aber auf dem freien Boden der Neuen Welt verschwanden diese unangenehmen Züge fast völlig. Die maßlose Habgier Schplock's kam nur in einem Lande und zu einer Zeit vor, in der kaum ein anderer Glanz als das Blinken des Goldes das düstere Geim des Juden erhellte. Mit dem Genuß der Freiheit und aller Menschen- und Bürgerrechte lernte er auch diese Rechte verteidigen: im Bürgerkrieg kämpften die Juden für die Erhaltung der Union. Daß die weiblichen Mitglieder der jüdischen Hochfinanz eine auffallende Schaustellung ihres Schmuckes lieben, ist wahr; doch pflegen auch die Damen des amerikanischen Uppertendoms ihre Diamanten nicht in Gewölbe zu verschließen. Gewisse Vorzüge, die man dem jüdischen Stamm von je her zugestand, konnten sich im Westen noch kräftiger entwickeln. Die durch eine lange Reihe von Geschlechtern überlieferte Willensfestigkeit und Schärfe des Verstandes brauchte nicht länger der Abwehr der Verfolgung und der Sicherung des bloßen Seins zu dienen, sondern durfte sich in Erinnerung uralter Leistungen würdiger Vorfahren auf den Ausbau der Gemeinde richten und soziale Einrichtungen schaffen, die in ihrer Art mustergerällig waren. Mit den Angloamerikanern schätzen die Juden das Leben im häuslichen Kreis hoch. Das Wort, das Saglow in seinem bekannten Drama den weisen De Silva zu Uziel Acosta sagen läßt: „Tief in unserm Volke wurzelt der Zauber der Familie“, es behält auch in der neuen Welt seine Bedeutung. Der materielle Erfolg und die ungebundene Ausübung aller Kräfte auf den verschiedensten Lebensgebieten lassen einen Theil der jüngeren Generation freilich im raffinierten Genuß des erworbenen Reichthumes den lezten und höchsten Zweck des Seins erblicken. Und ein fast übermüthiges Selbstgefühl verleitet miunter zu verlegendem Spott gegenüber der religiösen Ueberzeugung Andersdenkender.

Die laute Betonung gewisser Rechte könnte Vorurtheile wiedererwecken, die in Amerika fast einschlämmt schienen. Vor einiger Zeit erwähnte eine Lehrerin der öffentlichen Schulen Brooklyns bei einer Weihnachtsfeier die Gottheit Christi. Jüdische Schüler der Klasse berichteten Daß ihren Eltern, die den Vorfall einem

^{*)} Abe Ruef, der berüchtigte Meister politischer Erpressung in Kalifornien, und Morris Haas, der den mit der Anklage der kalifornischen Korruptionisten betrauten Staatsanwalt Henry niederknallte, waren Juden. Doch während sich der Prozeß gegen die Beiden und ihre Mitverbrecher am Goldenen Thor abspielte, brannten in den von einer ausschließlich eingeseffenen Bevölkerung bewohnten Südstaaten organisirte Banden von „Rachtreibern“ das Eigenthum friedlicher Bürger im Werth von Millionen nieder und erschossen Staatsbeamte, die dieses Eigenthum beschützten. Man hat es hier wie dort mit Ausnahmefällen zu thun, wie solche nur zu einer gewissen Zeit und unter besonderen Verhältnissen vorkommen.

Rabbi mittheilten. Der erhob vor der Erziehungsbehörde der Stadt Beschwerde über den Hinweis auf ein religiöses Dogma, der dem Geist und den Vorschriften der öffentlichen Schulen widerspreche. Mehrere jüdische Blätter sprachen sich in gleichem Sinn aus. Damit fanden sie, wie der Rabbi, formell auf dem Rechtsstandpunkt. Nach dem Gemeinrecht kann der Besitzer eines Grundstückes die Entfernung der seinen Grenzraum überhängenden Äste eines nebenan stehenden Baumes verlangen. Diese Forderung wird jedoch Keiner stellen, der mit seinem Nachbar auf gutem Fuß lebt. In der Klasse waren sicherlich auch die Kinder von Unitariern oder Freidenkern, die auch nicht an die Gottheit Christi glauben. Sie hielten es jedoch nicht für angemessen, einer Handlung wegen, die eher auf Unerfahrenheit oder Uebereifer, als auf beabsichtigte Proselytenmacherei zurückzuführen war, den Beschwerdebeweg anzutreten. Mit einer gleichen Rücksichtnahme des Rabbis wäre dem Judenthum mehr gebüht gewesen als mit der öffentlichen Betonung des Rechtsstandpunktes. So meint denn auch die Wochenschrift „Jewish Comment“, das böse Blut, das die Beschwerde gemacht habe, sei ein hoher Preis für die Zurückweisung einer Lehrerin und die modifizierte Wiedergabe eines Weihnachtliedes. Angesichts einer wachsenden Gleichgültigkeit in religiösen Dingen, die nicht nur bei einem Theil Jungisraels, sondern Jungamerika überhaupt zu Tage tritt, spricht der Schriftleiter des „American Hebrew“ von einer Pflicht neuweltlicher Israeliten, das Amerikanertum zu „judaisiren“. Er weist auf die erwähnten verwandten Züge bei Juden und Puritanern hin, an die dieser Versuch anzuknüpfen hätte. Aber deren Lebensauffassung hat in der sogenannten Neuengland-Renaissance durch den umgestaltenden Einfluß altweltlicher Kulturelemente, durch Werke der italienischen und englischen Dichtung, der deutschen Philosophie und des französischen Kommunismus eine weitgehende Umwandlung erfahren. Und eine Bewältigung der jetzt in Amerika bestehenden Krisis hätte mehr an das Neue als an das Alte Testament anzuknüpfen, und zwar in dem Sinn, in dem die kantische Lehre in Uebereinstimmung mit dem Evangelium die moralische Denkart mehr in das Gesetz hineinträgt als sie aus diesem ableitet.

Doch es sind zwei andere Fragen, die zur Zeit das amerikanische Judentum in hohem Grade beschäftigen. Die Abschaffung des Sabbaths, dem der radikale Rabbi Dr. Hildor Singer einen „altsemitischen Aberglauben“ nennt, wird von verschiedenen Rabbis fortschrittlicher Richtung aus ethischen, sozialen und wirtschaftlichen Gründen empfohlen, von der Mehrheit aber bekämpft. Wichtiger erscheint die zionistische Bewegung. Versteht man darunter den Versuch, in Palästina Land zu erwerben, auf dem die europäischer Verfolgung entflohenen Juden Kolonien gründen und in Förderung ihres geistigen und materiellen Wohles der Welt den Beweis der Nützlichkeit ihrer Rasse liefern können, so wird sie von allen amerikanischen Israeliten unterstützt. Erblickt man in ihr aber einen von Gott ausgehenden Ruf zur Neugestaltung eines jüdischen Nationalstaates in Palästina, in dem die messianische Verheißung ihre Erfüllung finden soll, so wenden sich die Leiter des liberalen Judenthums mit aller Entschiedenheit gegen sie. Schon Dr. Wise betonte wiederholt, der Jude dürfe an Patriotismus keinem seiner amerikanischen Mitbürger nachstehen. Und von einem Nachfolger Wises rühren die Worte her: „Die Israeliten sind Amerikaner in Amerika, Engländer in England und Franzosen in Frankreich. Palästina als zukünftiger Besitz hat keine Anziehung für uns. Es

ist uns nur theuer als die Wiege unseres Glaubens; es ist nicht mehr unser Land. Unser Vaterland ist der Ort unserer Geburt, die Nation, die uns schützt, ist unsere Nation.*

Als später Dr. Schmarjahu Lewin, der als zionistischer Agitator aus Russland nach Amerika kam, in seinen Reden sagte, der amerikanische Jude dürfe sich nicht als einen vollen Bürger dieses Landes, sondern nur als gebildeten Fremdling betrachten, dessen wahre Heimath Palästina sei, wurde diese Zumuthung mit Enttäufung zurückgewiesen. Rabbi Kaufmann Kohler protestirte heftig und sagte, die zionistische Bewegung sei, wo sie über die Grenzen der Philantropie hinausgehe, geradezu schädlich, weil sie die Judenheit in ein falsches Licht bringe und Grund zur Verdächtigung ihrer Vaterlandliebe biete. Auch die deutschen Einwanderer haben tapfer für die Erhaltung ihres Volksthumes gekämpft. Friedrich Kapp kam in seiner „Geschichte der Deutschen im Staat New York“ zu dem Ergebniß das Deutschtum sei bestimmt, im Amerikanertum aufzugehen, müsse ihm aber vorher sein bestes, tüchtigstes Weien einverleiben. Dann sei eine „geistige Wiederauferstehung“ zu hoffen. Damals widersprachen die Deutschen heftig; heute werden die meisten wohl finden, daß Kapps Voraussicht richtig war. Eine Anzahl bekannter Juden erblidt die Zukunft ihres Stammes in dem selben Licht. So der englische Romelists Jangwill der sich seit längerer Zeit in den Vereinigten Staaten aufhält. In seinem Drama „Der Schmelztiegel“ bezeichnet er ein Aufgehen der Juden im Amerikanertum durch Zwischenheirath als das voraussihliche Los seines Stammes. Damit jände, wie so mancher wegemüde Wanderer, auch Israel im großen gattlichen Lande der Freiheit Ruhe und Frieden. Doch diese Ruhe bedeutete den Untergang der Rasse; und der ist immer etwas Schmerzliches. Kein Wunder, daß hervorragende Israeliten der von Jangwill angebotenen Lösung nicht beizustimmen vermögen. Nun können zwar die Juden seit der Zerstörung Jerusalems auf eine zweitausendjährige Geschichte zurückblicken und haben eine beispiellose Zähigkeit in Bewahrung ihrer Eigenart bewiesen. Dies geschah jedoch unter Achtung und Verfolgung oder doch nur Duldung. Aber die Fluchthöpfe Egyptens wurden für die Juden fast gefährlicher als die babylonische Gefangenschaft. Ob bei dem Aufhören jeglichen äußeren Druckes die innere Widerstandsfähigkeit auch in vollster Freiheit und im Besiz aller Rechte sich behaupten läßt, ist eine offene Frage. Gerade die häufigen Proteste gegen Mischehen beweisen, daß der Verschmelzungsprozeß schon begonnen hat. In einem newyorker Blatt stand der Sag: „Es sollte keine Judenfrage in diesem Lande geben. Sie ist unvereinbar mit den Grundjagen seiner sozialen und politischen Organisation.“ Sicher giebt es in Amerika Juden, die diese Ansicht theilen. Danach würde das Wort Chamberlains von dem „fremden Element“, das, „im Bestz seiner nationalen Idee, seiner nationalen Vergangenheit, seiner nationalen Zukunft, die Verührung mit anderen Menschen wie eine Verunreinigung empfand und noch heute empfindet“, haltlos erscheinen. Wie man aber auch diese Frage beantworten mag: die Einverleibung eines Stammes in ein freies und mächtiges Volk, die nicht widerstehend ertragen, sondern von dem Wirtshpolf als eine Bereicherung künftiger Entwicklungsmöglichkeiten begünstigt wird, ist kein unwürdiges Los. Und in Erinnerung an denkwürdige Geschehnissen einer morgenländischen Vorzeit heute an den sozialen Neugebaltungen des westlichen Freistaates theilhaben zu dürfen; mit diesem Schicksal könnte Israel wohl zufrieden sein.

Heppenheim.

Wilhelm Müller.

J. J. David.

In Jahr war es her, daß J. J. David starb: da wurde ihm von Freundeshand das Denkmal gesetzt. Die Gesamtausgabe seiner Werke erschien (bei R. Piper & Co. in München); Ernst Heilborn und Erich Schmidt haben sie geleitet und Erich Schmidt hat dem ersten Band eine von herzlichen Gefühlen getragene Einleitung mit auf den Weg gegeben. Es wäre zu wünschen, daß diese Ausgabe wirklich in weite Kreise dringe und David den Vollklang des Namens und des Ruhmes finde, der ihm in seinem harten, schweren Leben versagt blieb.

Wenn ich das traurige, schmerzreiche Bild Hülfschers sehe, das dem ersten Band vorangestellt ist, die Totenmaske eines Lebenden, mit den weit geöffneten Augen, die in schreckhaftes Nichts zu starren scheinen, mit dem Munde, dessen Lächeln in der Furche des Schmerzes sich verliert, so denke ich mit Wehmuth an unsere Kindertage, wo wir in Gärten und auf Wiesen tollten, auf Bäume kletterten und lustigen Unfug trieben. Denn David war immer, auch als erster Mann, auch wenn er gerade mit allen bösen Gewalten zu ringen hatte, Einer, der Tollheit und Unfug liebte; und Das gab zuweilen einen gar seltsamen Klang. Denn nicht nur sein ganzes Wesen, nicht nur seine Kunst: auch sein Schicksal steuerte stets über stürmische Meere nach dunklen Inseln. Aber auf dem schwarzen Schiff saß mitunter ein Kobold und trieb Unfug in den Raaren. Das bringt mich noch auf eine eigenthümliche Seite in Davids Wesen, die nicht außer Acht gelassen werden darf, wenn man ihn als Menschen und Dichter schildern will. David besaß in höchstem Grade, was man die Wollust des Leidens heißt, den Willen zum Schmerz. Er züchtete den eigenen Schmerz, er übertrieb sein eigenes Mißgeschick, er lebte sich, nicht immer mit Recht, in die Rolle des Märtyrers ein. Und als ob er an selbstverlebtem Mißgeschick und vernichtendem Weh nicht genug zu tragen gehabt hätte, spann er Fäden innerer Beziehungen von eigenem Leid zu dem anderer Poeten. Was froh und heiter sich gab, schob er dann von sich und verweilte mit grimmigem Behagen bei den Leidensstationen dichtender Kollegen der Vergangenheit. Ich entsinne mich, wie bitter er es mir bei der gemeinsamen Lecture von Meyers „Hochzeit des Königes“ verargte, daß ich nicht genug erschüttert war, als Dante, sein Haupt verhällend, am Herdfeuer des Can grande saß und sich unter der wechselnden Gunst seiner Bühnen doch als Heimatlosen fühlte. Seit er durch Meyer von diesem heimlichen Danteschmerz erfahren, kam er nie anders in mein Zimmer als mit den getragenen Schritten und dem düsteren Mantelwurf des Verbannten. Es ging ihm schlecht im Leben, bei Gott, es ging ihm schlecht! Doch hätte ein Anderer mit anderem Temperament aus dem selben Schicksal Funken des Glückes herauszuschlagen vermocht; denn ihm war beschieden, was nur wenigen Auserwählten beschieden ist: er fand hingebende, aufopfernde Freunde, er fand Anerkennung bei den Besten, gerade bei den Männern, deren Zuspruch er wünschte und ersehnte. In der Neuen Freien Presse sagte Ludwig Speidel, als Davids erste Gedichte erschienen: „Als Dyrker ist er einer der glücklichen Menschen, die sich blos auf der Höhe des Talentes zu halten brauchen, um Bedeutendes zu leisten; vielleicht auch auf dem Gebiet des Dramas, auf dem sich David mit entschiedener Begabung versucht hat. Also hochgeflogen und nach großen Zielen! Der Adler geht sein Nas an und sängt keine Mäden.“ Ich erinnere mich noch des Tages, da

David, das Blatt in der Hand, zu mir stürzte, außer sich vor Freude und Jubel. Und Speidel blieb ihm bis zu seinem Ende ein treuer Freund und Förderer. Wie stolz war David auf Erich Schmidts Lob! Aber seine skeptische Natur mißtraute dem eigenen Glück. Er ließ es nicht gelten, wollte es nicht gelten lassen. Und doch hatte ihm eine gütige Fee noch ein wunderbares Geschenk in die Wiege gelegt: Selbstvertrauen. David glaubte an sich, glaubte an seine dichterische Sendung an die höchsten Ziele, an Triumphe und Siege, die ihm kraft seines Talentes beschieden sein müßten. So ging er hin, ein innerlich Ueberreicher, durch die Menge, ungeduldig, weil sie seinen Reichthum nicht mit offenen Augen sah, ungebärdig, weil er die Ziele nicht rascher erreichte, unwirsch, weil nicht überall Propheten seines Talentes auftraten. Er war seines Unglücks Schmied. Er hieb mit hartem Hammer selbst auf sein Leben los und schlug es wie sein Herz in blutende Stücke.

Der Hammer war stets sein Handwerkzeug. Er hämmerte seine Prosa, er trieb seine Verse wie aus hartem Metall, er behaute den Stein seiner Bescheidenheit. Und oft war es edelster Marmorstein und oft war das Metall in seiner Hand glühendes Gold. Er war nicht verschwenderisch in seinen Gefühlen, nicht mittheilbar, nicht hingebend, nicht zärtlich. Wenn ihm doch ein zärtlicher Ton entschläpfte, dann folgte die Selbstironie auf dem Fuß. Er verschloß die Weichheit in sich. Und wie weich und empfänglich sein Gemüth sein konnte, wie tiefe Furchen das Gefühl ihm in Herz und Seele schnitt, hat er in seiner Lyrik bewiesen. Der erste Band der gesammelten Werke giebt eine vorzügliche Sammlung seiner Verse. Da klingt in allen Tönen das Leitmotiv: „Mein ganzes Leben scheint mir eine tiefdunke Klage und ein Weh.“ Dieses Weh strömt bald ensagungsvoll, bald verzweifelt, bald in trotziger Empörung und bald von herblichen Schauern umwoben aus seiner gemarterten Brust. David, dessen Schwerhörigkeit ihm das Leben verbitterte, war heilhörig für alles Klingen und Singen in der Natur und im Menschenherzen. Es glückte ihm, die Grenzen des lyrisch Aussprechbaren zu erweitern und eigenste Laute, die mit keiner anderen Stimme zu verwechseln sind, sich zu schaffen. Seine Lyrik hat Etwas vom Stürmen der Frühlingsgewässer, die das Eis abwerfen und befreit zu Thal stürzen. Wie in jedem Dichter wohnte auch in ihm die Sehnsucht nach Freiheit, nach innerer Freiheit vor Allem, nach innerer Ruhe, nach dem Frieden des Gemüths. David liebte das Pathos. Seine Prosa war von schweren Akkorden getragen und selbst Alltägliches und Gewöhnliches drückte er oft gar feierlich aus. Eine Weile drohte dieses Pathetische in ihm zur Manier zu erstarren; da mengte sich das Schicksal in seine Prosa. Um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen (denn von gedankenschichten Versen und schwerblätigen Novellen kann ein deutscher Poet mit Weib und Kind kaum leben), wurde David Journalist. Er, der sich nur in der Luft der Renaissance oder auf heimischer, mährischer Scholle wohl fühlte, der die Großstadt nur aus den spähenden Augen des Beobachters sah, der an dem Schicksal der kleinen Menschen liebevoll Antheil nimmt, mußte über Politik und Welthandel schreiben, was ihn herzlich wenig kümmerte. Aber das journalistische Muß, die Eile des Handwerks machte seine Prosa flüssiger und geschmeidiger. Und in dem vernichtenden Gefühl, durch Lebensnoth zu einer ihm völlig unliebsamen Beschäftigung herabgewürdigt zu sein, flüchtete er sich aus der Härte des wirklichen Lebens und seinen tausend Beschränkheiten in seiner Seele tiefste Gründe, hing seinen Träumen und Visionen nach, entzündete die Fackeln seiner heimlichsten Wunder-

lichkeiten, thürmte wuchternde Probleme auf und balancirte sie auf heißen Gedankenjochen. In dieser zweiten Periode seines Lebens errang er als Romanschriftsteller seine wahrhafte Bedeutung. Die harte Schule des Tagichreibers schenkte uns die vollen Farben seiner Gedichte, die reifen Safffrüchte seiner Novellen, gab dem ganzen Menschen und Dichter seine innere Bollendung.

Sein inniges, ich möchte sagen: glühendes Sprachgefühl hat er dem Handwerk nie geopfert. Er hatte eine fast körperliche Freude daran, das Saggefüge kunstvoll zu verschärfen, er empfand wie Wenige die verborgenen, fast mystischen Reize der Syntax. Und er schrieb einmal, was für ihn so durchaus typisch ist: „Es ist etwas Gothisches in einer schönen deutschen Periode. Verschönerung, die nothwendig ist, und allenthalben eine gleich vertheilte und nicht zu starke Felle.“ Sein Stil war sein Schöpfergeheimniß. Er liebte als Dichter das Hellbunke, die langhinfallenden Schatten des Abends, die Schauer der Dämmerung. Doch immer blieb er der Poet der sinkenden Sonne. Vor sich sah er die Nacht mit ihren großen, schweigenden Flügeln. Er war kein Sängler des Morgens, der dem Tag entgegenstrebt. Ohne es selbst eigentlich recht zu wissen, war er ein Pessimist. Alles Bittere, Harte, Grausame verfolgte er bis zu den tragischen Wurzeln. Dafür fand er prachtvoll dunkle Worte, Klangstimmungen, die sich zu nie vernommenen, feinen, seltsamen Klageklängen und Sprachreizen gestalteten. Er wuchs mit seinem Leid und mit dem Leiden seiner Menschen. Der Frohsinn, der manchmal aus seiner Dichtung aufzuckt und einzelne Stellen der Romane überglänzt, ist immer mit Schleiern verhängt.

Man kann nicht liebevoller und gerechter über David urtheilen als Erich Schmidt in seinen einleitenden Worten. Seine kleine Biographie ist ein Meisterwerk der Silhouvette; und auch durch dieses Wortwort, das zugleich ja ein Nachruf ist, klingt davidische Dämmerstimmung. Es ist selbst in den Ton getaucht, den David so sehr liebte. Die Bühne, nach der er mit heißem Ringen strebte, versagte ihm Erfolge; seine Verse, die mit zu dem Schicksal gehören, was das literarische Oesterreich im letzten Jahrhundert hervorgebracht hat, waren nur Wenigen bekannt, seine Romane und Novellen hatten nicht die Auflagenziffer, die von Werken viel minderer Art erreicht wurden. Dieser Mann des Volkes, der stolz war auf seine bäuerische Abkunft, der immer den Proletarier liebte und in sich betonte, schrieb nur für Aristokraten des Geschmacks.

Es liegt mir fern, hier eine kritische Sichtung der Werke Davids und ihrer Bedeutung zu geben, nachzuspüren und aufzuweisen, welchen dichterischen Zielen David zustrebte, von wo er kam, wohin er ging, ob die Konflikte, die er schürzte und löste, seiner Zeit Bereicherung brachten, ob die Gestalten, die seiner Seele Tiefe gab, im Licht bleibend wandeln können. Verufenere als ich werden mit dem Dichter J. J. David sich auseinandersetzen und ihm seinen Rang zuweisen. Ich wollte nur meinem lieben Vetter, dem Spielgefährten meiner Kindheit, meinem eisernen Lehrer, dem Freund und Berather meiner ganzen Jugend dieses bescheidene Erinnerungsblatt auf das Grab legen und wünschen, daß zur Wahrheit werde, was David von sich selbst gesagt hat:

So, kann ich mich dem Größten nicht vergleichen.

An Rath und Wahrheit muß ich Keinem weichen,

Und also mein' ich, noch zu künftigen Tagen

Wird Manches, das ich still geschaffen, ragen.

Ernestine Rothar.

Scirocco.*)

Es ist sonnenlos und schwül. Nichtige Wolken; ihr Zug so tief, daß sie auf die Welt drücken und man meint, keinen freien und herzhaften Athemzug thun zu können; und so dünn sind sie, daß man das Blau des Himmels hinter ihnen ahnt, das sich uns weigert, und die schöne Sonne, die sie hüllen.

Es regnet nicht. Nur manchmal lösen sich einige Tropfen und klatschen hart und mit einem vernehmlichen Schlage an die Fensterscheiben. Der Wind hat ein wunderlich bedrückendes Stöhnen. Er leucht wie ein Räuber, der gern rasten möchte und dem ein Dränger hinter ihm keine Ruhe und kein Welken vergönnt. Manchmal muß er dennoch verschmausen. Dann stehen die Bäume, die eben noch so gewagt, wie in langer Erwartung des nächsten, stärkeren, unvermeidlichen Stoßes.

Das graue Mauerwerk der alten gethürmten und bewehrten Stadt am Meere ragt. Die Fluth, die sie umspült, hebt und senkt sich in einer heftigen, verworrenen und verwirrenden Bewegung. Klippen sind vor dem Strand; da schwillt, flach, immer steigend, wäscht an ihnen, tastet sich am grauen Gestein aufwärts und stürzt sich endlich in jähem Ansturm darüber wie ein wilder Gießbach. Ueber das tiefe Blau des Meeres sind Silberfäden geworfen, als spänne sie eine Hand von den Rämmen der Wellen, da sie im Fernen leuchten und herübergrähen.

Es ist traurige Zeit. Man leidet darunter doppelt, weil man der Sonne entgegengefahren war und sich um eine begründete Erwartung bezogen fühlt, will sie hier nicht scheinen. Man hat blaue Schwertchen gesammelt, die ja überall um die Wälle der alten Festung blühen, und sie sich ausfimmer getragen. Das fallen sie nun mit ihrem schier allzu starken Duft; mit ihren blauen und hellen Flammen, die an rechten Frühlingshimmel erinnern, wie er sich entfleiirt, wenn die Wolken reißen. Aber sie machen an solchen Tagen nicht frohlich. Denn man pflanzt sie so gern auf Gräber, vielleicht aus dem Gefühl, so Etwas bringe Lenz und Licht in die ewige Nacht.

Es ist, als lösten sich Schatten von den Wolken und huschten mit bebenden Füßen durch den verdörnten Tag; und hätten ein weinend Stimmchen von der Stimme des Sturmes und man müsse sehr achten, damit man keines ihrer geräunten und über die ganze, nackte und erschauernde Seele hingehauchten Worte überhöre. Sie singen Lagen vom Gewesenen, das der Wind verweht hat und dessen man doch nimmer, ach, nie und nimmer vergessen kann. Ein altes Lied! Aber nichts auf Erden singt eine neue Weise. Und Der, für den sie angehoben wird, kann sich ihr nicht entziehen, und sei sie ihm noch so oft ins Herz gezeit oder verhalten geschluckt worden.

Da waren einmal (Das ist nun lange, so lange ist Das her) zwei Menschen gewesen. Beide trugen ein stolzes Haupt und einen stolzen Sinn und sie meinten, es könne nichts kommen noch erfonnen werden, das Etwas über sie vermöchte. Denn schon waren die Verjuchungen durchschritten.

Sie hatten einander zufällig gefunden, auf der Flucht vor dem Alltag den Weibe haßten und der sie dennoch stärker in Anspruch nahm, als solchen Naturen geziemt. Denn sie mußten erwerben und hatten Jedes einen Anhang von allerlei Leuten denen sie verpflichtet waren. Erst hatten sie einander mit gleichgiltigen

*) Eine Probe aus den Gesammelten Werken Davids, die bei Piper erscheinen.

Augen gesehen. Dann kam ein Gruß, wenn man einander begegnete, aus Höflichkeit geboten und flüchtig genug erwidert. Dann sah man einander für einen Augenblick nach und freute sich unbewußt, wie lüchlig das Andere einherging und mit gleichen und ebenmäßigen Schritten der Höhe zustieg. Es kam eine kurze gemeinsame Raft, ganz ungewohnt, auf irgendeiner Bank im Grünen. Zu Worten hatte Keiner Lust. Wenn es ging dem Frühling zu und die Birken händen in ihrem ersten, zarten Grün, das so unsäglich leise auf die blanke Rinde niederwallt wie der Schleier einer Braut auf ihr weiß und seidig Gewand.

Und der Frühlingsabend ging und alle die Nistkästen und die Zweige hoben sich oder sie nickten, als wüßten sie ein sehr hohes Geheimniß und bekräftigten es einander ernsthaft und aus unerschütterlichem Vertrauen. Und ein Dachsitz, dessen Kleid sich schon tiefer und leuchtender zu färben begann, produirte ganz für sich erst ein Gesäßchen, dann eine Strophe, ob er seine Kunst und seine Weise während der endlosen Winterzeit nicht verlernt habe. Oder eine Amsel schwang sich in die Wipfel, ließ die schwarze Brust von der Sonne bescheinen und pfiß ihre Note.

Dies Alles sogen sie in sich und genossen es tief, wie Jwei, die hernach wieder fronen müssen und zehren von den durchsonnten Tagen, die ihnen das Schicksal inmitten der Heßjagd und des Erwerbes vergönnt. Immer besser lernten sie sehen: und so gab es immer Neues; und wenn es nur ein Saum einer Wolke war, die dem Niedergang zusteuerte und in rother, weiß- und orangeumgrenzter Lode aufglomm; oder an geschügten Stellen, wo das Gras höher aufwuchs, der Reigen, den der Wind auf den Spigen der Halme drehte.

Es kamen Regen, so kurz, daß sie keine Verdrießlichkeit werden ließen und nur jeden Schuß und jedes Blühen segnend feucheten. Einen schweren Tag hatten sie durch all die Wochen nicht. Es fiel ihnen nicht einmal auf, daß sie nun immer gemeinsam gingen oder daß sie einander doch, waren sie einmal, Jedes für sich, vom Haus fort, irgendwo im Grünen fanden, um beisammen zu bleiben, bis sie sich wieder heimwärts wandten. Das hatte sich so gemacht und war hübsch so. Sie machten sich keine Gedanken darüber. Kamen wieder einmal Briefe von Hause, dann wurden sie, wie aus einer Abrede, flüchtig und mit Unlust durchflogen und sorgjam beseitigt. Die mahnten an Dinge, die man gern vergessen hatte.

Noch waren die Abende lang. Da sah man denn beisammen, bis es Schlafenszeit war, und sprach furchtbar ernsthaft und vernünftig, wie eben zwei Menschen, in deren Leben die Illusion und die Lüge gar keinen Raum mehr haben, die mit blonden Haaren zu jener Einsicht gelangt waren, dahin andere einen viel weiteren Weg brauchen. Und insgeheim war in ihnen dennoch ein unbeschreibliches Keimen, das sie wohl vermerkten und von dem sich Rechenhaft zu geben sie sich wohl hüteten. Und wieder einmal betraf sich Jedes darauf, daß es sich die eigenen Worte zergliederte und auf ihren lezten Sinn hin untersuchte und über die eigene Weisheit lachen und lächeln mußte, wie so gar ernsthaft man geworden war oder sich mindestens benahm und gab.

Manchmal sang sie und er saß am jämmerlich verstimmtten Klavier und begleitete sie, so gut es eben ging. Zwei Kerzen brannten und gaben ein recht kümmerliches Licht; er beugte den Kopf auf die Tasten, so tief er nur konnte, damit er im Schatten bleibe, den er liebte. Alle Helle vereinigte sich um sie; sie hing sich in ihren blonden Haaren und legte sich ihr schmeichelnd um die schmalen Wangen, die sich nun schon mit einer gesünderen Röthe zu färben begannen. Das weckte

ihm immer ein sonderbares Verlangen. Sie hatte wenig Stimme und wenig Schule, nur den lebendigen Sinn für Rhythmus und einen Ausdruck der innigsten Sehnsucht, den er noch nie so zwingend und weckend vernommen. Am Liebsten aber lobt er sie auf Waldgängen. Da zwischerte sie heimlich vor sich hin, wie eine Schwalbe etwa, die sich selbst was vorsingt, und man durfte sie alldann nicht hören; sonst war sie verächtlich, als hätte man Etwas an ihr gesehen, das sie verborgen haben wollte.

Sie dachten nicht der kommenden Tage, nicht einmal, als sie schon immer andrängender und näher an ihre Einsamkeit pochten. Sie wußten wohl, ohne zu einander oder auch nur insgeheim ein Wort darüber zu verlieren, daß Köstliches, Unwiderbringliches aus ihrem Leben scheiden müsse, wenn sich Jedes wieder seiner Strafe zuwendete. Sie waren Pflichtenmenschen, die immer getragen hatten, bis ihnen der Glaube verloren gegangen war, sie könnten mit einem entschiedenen Ruck all ihre Last hinter sich werfen und aufrrecht einherschreiten, deren bester Stolz eben die Erfüllung alles Dessen war, das man ihnen aufgebüdet. Und sie waren Fatalisten. Und so kam ihnen niemals der Gedanke, sie könnten sich an einander binden.

Und der letzte Abend brach für sie an. Sie waren schweigsam. Und wenn sie mit einander sprechen mußten, so vermied Eins des Anderen Auge. Und sie stützten den Kopf in die Hände und ihr Blut war ganz in den Schläfen und hämmerte darin. Und sie blieben wach, so lange wie möglich, nur damit sie einander athmen hören könnten. Die Kerzen brannten immer niedriger; und ihr ging's durch den Kopf, was wohl geschehen würde, wenn er sie mit plötzlichem Entschluß ausbliese. Nichts Vergleichens begab sich. Sie boten einander frostige Hände, Jedes sein Enden Kerze in der Linken, das sie noch einmal mit seinem armen Leuchten umgoldete. Sie aber wußte nicht, wie lange und wie rastlos er in seiner Stube auf und nieder ging, in einem Kampf mit sich, der ihn auf die Knie warf und den doch kein Ton verathen durfte; noch ahnte er, wie wach sie auf ihrem Bett saß, gemarrt von ihrem ungestümen und klopfenden Herzen, bis sie sich mit einem Ruck erhob und die Thür sperrte, um mit fiebernden Augen in die Nacht zu starren. Draußen aber hatte sich der Südwind erhoben; er stieß mit Macht an die Fenster, daß sie dachten, als suche er den Zugang zu ihr.

Am anderen Morgen schieden sie. Die selbe Post brachte sie bis zur Bahn. Ein kurzer Gruß. Erst fuhr sie; er mußte warten und dachte Gedanken, von denen er sich keine Rechenschaft gab, so verschwommen waren sie. Beide haben ihren Weg gemacht und ihre Ketten getragen, bis sie von selbst fielen und sie fremd und verwundert einer Freiheit gegenüberstanden, mit der sie nichts mehr zu beginnen wußten. Die mit ihnen zu thun bekamen, fanden sie hart und unbillig und ganz auf den eigenen Vortheil bedacht. Und sie glaubten endlich, sie seien immer so gewesen und es sei ein närrischer Traum, den sie einmal im Vorfrühling geträumt, der ja auch in den besonnensten Menschen manchmal unsinnige und vom Standpunkt der Vernunft durchaus zu mißbilligende Vorstellungen weckt.

Nur den Scirocco mochten sie nicht; mochten es nicht, wenn es sonnenlos und schwül war; wenn sich das Meer hob und senkte, an dem sie nun jeden Frühling ihre Erholung suchten. Dann huschten ihnen Schatten durch den Tag und gewannen Stimmchen von dem Stöhnen des Windes, der immer klagt und niemals rasten kann. Was er aber bewelne und suche? Wer mag es wissen? Vielleicht, das Biele, Köstliche, das man ewig geglaubt und das er dennoch verträgt!

Hoffmanns Werk.

E. T. H. Hoffmanns Ausgewählte Werke. Acht Bände. Max Hesse in Leipzig.
Aus dem Vorwort:

Von einer Entwicklung Hoffmanns als Autor läßt sich kaum sprechen. „Ritter Blut“ (1809), von den unbekanntem Jugendarbeiten und von dem unbedeutenden „Schreiben eines Klostergeistlichen“ abgesehen, das erste literarische Produkt des Dreiunddreißigjährigen, ist eine meisterliche Leistung; den „Goldenen Topf“ (1814) als schöngeschlossenes Ganze hat er nicht mehr übertroffen, wenn auch Partien des „Kreisler“ (1819) an Vertiefung des Menschlichen das köstliche „Märchen“ hinter sich lassen, wie sie ja auch in der ganzen deutschen Literatur nicht ihresgleichen haben. Man könnte vielleicht darauf hinweisen, daß die allerletzten, bereits in der Todeskrankheit geschriebenen und von dem Gelächerten unter Schmerzen diktierten Stücke, der anmutige „Meister Nacht“, der mit Calots Lebensfreudigkeit und Diderots Lebendigkeit entworfene Dialog „Des Veterss Fenster“ und das großangelegte Fragment „Der Feind“, eine an dem Beweglichen ungewohnte Beruhigung atmen, und daraus schließen, daß der Dichter nach dem vorläufigen Abschluß des „Kater Murr“ und der „Fragmentarischen Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler“ den zerkündernden Geist gebannt und sich einer heiter gelassenen Betrachtung des Lebens, wie sie sich in jenen grundklaren Werken spiegelt, dahingegen habe, der nur der grausame Tod ein verfrühtes Ende bereitet hätte; doch dieser Schluß wäre sehr voreilig. Erstens finden sich in allen Werken Hoffmanns, auch in den phantastisch ausschweifendsten, wie im „Sandmann“, den „Elizieren“, auch in den als toll und aberwitzig getadelten, wie der mouffirenden „Bramilla“, dem oft wie in Kafeten zerstäubenden „Meister Floh“, solche ruhig-helle Partien, ja, der größte Theil der in den „Serapionsbrüder“ gesammelten Erzählungen ist geradezu der Typus der „Maffischen“ deutschen moderato con moto-Novelle, wie sie nach romanischem Muster zumal Tied und der glänzend begabte, nur allzu leichtflüchtige Hauff ausgebildet und weitergeführt haben (der in sich selbst schwelgende Armin und der metallisch kalt gehämmerte Kleist stehen außerhalb der Reihe); dann aber ist von den barocksten Gebilden, der prachtvoll übermüthigen „Königsbraut“, dem an leuchtender Farbigkeit und sicherer Zeichnung gleich hinterm „Goldenen Topf“ herschreitenden „Jacks“, der halbschererisch kühn jonglirenden „Bramilla“, zu jenen zum Theil wahrhaft altäuerlich beschaulichen Erzählungen keineswegs ein „Fortschritt“, wie ihn pädagogische Literaturhistoriker mit inappellablem Rothzist mekend zu konstatiren lieben, sondern es ist eben ein in tausend Facetten funkelnber Dichter, der sich je nach der Gnade der Eingebung, je nach dem Einfall des Lichtes so oder anders darstellt. Die Werke sind nichts als Gleichnisse seiner menschlichen Erfcheinung in ihren verschiedenen natürlichen Zuständen.

Die nato unmittelbaren „Kreisleriana“, der etwas zu lang gerathene „Berganza“, der unerforschliche „Kater Murr“ hängen zusammen. Es ist kein dichtes Gewebe, aber die Läden zerreißen doch nie die Einheit. Aus den „Kreisleriana“, die zunächst allerpersönlichstes bamberger Detail bringen, wäre etwa „Der vollkommene Maschinist“ auszuschneiden als ein im Ganzen äußerliches, wenn auch keineswegs veraltetes Scherzstück; auch die „Nachricht von einem gebildeten jungen Mann“, nimmt sie zwar schon den Philister Murr vorweg, ist nicht so sehr Kreislerianum,

Motiv als harmlose Verzierung, Triller. Doch nähern sich die in einem flackernden Presto aus dem Handgelenk gewirbelten „Abenteuer der Silvester-Nacht“, wie sie den schaurigen Ton der „Nachtstücke“ anschlagen dem „Streisler“-Problem, führen in der persönlichen Einleitung („Die Geliebte“) sogar Kreisler-Hoffmann selbst intim wie sonst nur im Verganga aus der leicht an Chamisso angelehnten Fabel ins Leben. Im düster-majestätischen „Don Juan“ (auch der „Don Juan“ ist eigentlich schon ein „Nachtstück“), noch mehr im großartig-einfachen „Mitter Blut“ bleibt der Ich-Erzähler, der vielgeliebte „reisende Enthusiast“, diskreter, unpersonlicher, er ist mehr (freilich brillant verwendetes) technisches Mittel als in den Verlauf verwobene Gestalt. „Klein Jachet“ und „Weißer Floh“ sind nur äußerlich, als größere Stücke, von den „Serapionbrüdern“ geschieden geblieben. Diese beiden wunderbaren Märchen, das Juwel der „Phantasiestücke“, „Der goldne Topf“, die „Prinzessin Brambilla“ und aus den „Serapionbrüdern“ „Ruhstader und Kaufmann“, „Das fremde Kind“ und „Die Königsbraut“ bilden die zweite große Gruppe. Wo ist der infernalische Tausendkünstler von Maler, der die Galerie dieser wirbelnden Gestalten nachzugaubern sich unterfuge? Die dritte sind die eigentlichen Romane, darunter die bekanntesten und besten, immer wieder mit Achtung gebucht, „Doge und Dogaresse“, „Meister Martin der Älter und seine Gefellen“, „Das Fräulein von Scuderi“, „Signor Formica“, „Die Fermate“. „Rath Krespel“ hat das kreislerische, das geistreich grundlegende, Wagner vorahrende Gespräch „Der Dichter und der Komponist“; führt die bithyrambischen ästhetischen Befenntnisse der „Kreisleriana“ („Beethoven's Instrumentalmusik“) weiter. Die entzückende „Brautwahl“ aber, die schönste Weichgabe eines Alt- und Ostpreußen an die märkische Hauptstadt, würde sich trefflich zu den „Abentauern der Silvester-Nacht“ fügen. Schwächer als fast alle Serapionstücke ist der zerfallende „Magnetiseur“ in den „Phantasiestücken“; zu den glänzendsten Werken des Virtuosen Hoffmann aber zählt das „Majorat“ (das auch charmante persönliche Erinnerungen an Lora hat, an den Großonkel, an die Ostsee enthält). Die wie in Fieberhitze und Fieberfälle hin und her geworfenen, magnetisch lodenden, verrucht spitzigen „Elixire des Zeuzels“ kennt wohl Jeder, dem Hoffmann mehr als ein Name ist (Georg Ellinger hat sie jüngst kritisch edirt). Einzelne Theile der „Elixire“, so der ruhig breithin-fließende erste Abschnitt, gehören zu den Meisterkämpfungen Hoffmanns, zu den Meisterkämpfungen deutscher Prosa überhaupt. Wenn eine den Genuß steigende Einführung in Hoffmanns Wesen zu entwerfen wäre, so verblieben die „Phantasiestücke“ (ohne „Verganga“ und ohne den „Magnetiseur“) am verheißenden Anfang. Dann folgten die durch ihr fragmentarisches Wehben aufregenden „Lebensansichten des Katers Murr“, die erst den langathmigen „Verganga“ genießbarer machen, weil sie Interesse am Persönlichsten gewekt und, wenn nicht befriedigt, doch so gleich gesteigert haben. Es schlossen sich die Kabinetsstücke „Klein Jachet“ und „Weißer Floh“ an; die Erzählungen der „Serapionbrüder“ gewähren keine neuen Aufschlüsse, sie zeigen einen vollkommenen epischen Künstler auf der Höhe der Meisterschaft (die begelsterten Franzosen haben uns ihn erst wieder zeigen müssen.

Nun ein paar halblaute Signale und (unwürdige) Weiser.

Was ist das „Kreislerische“ in Hoffmanns Werk? Es ist das Persönlichste dargebracht unter allerlei Mystifikationen und Begirpoffen, Seitenprüngen und Entrechtats eines schamhaften Bekenners. Jeder Dichter (von den schändlichen Literaten

abgesehen, die den ehrlichen Namen sich anmaßen und ohne innerlichen Beruf als behende Ertraffer umflatternder Gewandstücken unberathen-unbesonnenen Lesern durch ihr lautes, aber leeres Geklaber den Beschmad am Echten, Geworden-Gewachsenen zu eigenem vergänglichem Vortheil verderben), jeder wahrhaftige Dichter schafft im Grunde immer aus Innerlichem, Eigenstem: er zieht die ganze Welt gleichsam in sich, um sie als Geschaffenes (Poesie) wieder aus sich heraus zu stellen. Sein souveraines Ich ist der Geshalter, Umgeschalter. Weniger aber als bei irgendeinem anderen Schaffenden ist das Erlebniß vom Werk zu trennen bei dem merkwürdigen Menschen, auf dessen Grabstein die schlicht-bedeutungsvollen Worte stehen: „ausgezeichnet im Amt, als Dichter, als Tonkünstler, als Maler“. Seine größte Dichtung wurzelt in seinem menschlichsten Wesen. Freilich hat auch er Manches geschaffen, das nicht das Geringste zu thun hat mit seinen persönlichen Schicksalen, hat, namentlich in den letzten Jahren, als ein eben so fruchtbarer wie beliebter Autor eine große Anzahl von Geschichten geschrieben, die kaum die Begierde rege machen könnten, von ihrem Schöpfer mehr als knappe biographische Daten zu erfahren. Aber diese Produkte, obgleich mehrere davon wahren künstlerischen Werth besitzen, besonders die Technik der Novelle zu besonnener Höhe gelauert zeigen, sind durchaus nicht Das, was sich mit jenem vom Schimmer des Geheimnisses umwobenen Namen verknüpft. Die Werke, die zur Charakteristik Hoffmanns meist, ja ausschließlich in Betracht kommen, sind immer wieder unternommene Versuche, das eigene Erleben künstlerisch zu bändigen, Ansätze zu einer großzügigen Deutung des menschlichen Geschicks, wie sie nur einer begnadeten, ahnungsvoll-hellsichtigeren Seele und auch ihr nur in seltenen, fast visionären Augenblicken gelingt. In dem die Künstler ihr höchst persönliches Erleben, zur Form ringend, gestalten, rühren sie zugleich an die tiefsten menschlichen Räthsel. Und dieses bald glöckenhelle, bald glöckendumpfe Tönen ist es, das wir immer wieder schauernd vernehmen wollen. Dichten heißt nicht nur, „Gerichtsstag halten über sich selbst“ (Zöfen), dichten heißt auch, das Dasein überwinden durch die Form. Das, was den Dichter auszeichnet, ist eine gesteigerte Auffassung des Lebens. Der Dichter sieht alle Schicksale im Spiegel des eigenen selbstam erhöht und magisch vertieft und er erhebt das Individuelle zum Allgemeinen, indem er es durch die Form heraustrafft aus dem unendlichen grauen Gewebe der Zeit. Aber in jedes Künstlers Schaffen gibt es Werke der Weihe und Werke, die bloß die Technik hervorgebracht hat. Der Künstler (und an Hoffmann mag man diesen Begriff bis zum Dämonischen sich beleben sehen) ist potenziertes Mensch und daneben Geshalter, Das heißt Arbeiter, der begnadete Empfänger von bezwingenden Visionen der Welt und ihr gleichsam belehener Werkfluder, gleichzeitig aber und immer mehr und mehr im Verlaufe der zur Meisterschaft aufstrebenden technischen Bethätigung Handwerker im höheren Dienste seiner Mission. Dies ist das Zwiespältige in jedem Schöpfer; nur ein spezifischer Ausdruck übrigens des allgemeinen Zwiespaltes der zwischen Gott und Thier mitten hineingestellten Menschennatur. Wer den Zwiespalt nicht immer wieder zum Akkord auflösen weiß, ist weder ein ganzer Mensch noch ein ganzer Künstler. Wie die Prinzessin Hedwiga zum Kapellmeister Kreisler sagt: „Nur in dem Zwiespalt der verschiedensten Empfindungen, der feindlichsten Gefühle geht das höhere Leben auf.“ Denn wer ihn nie zu bekämpfen gehabt hat, der Ungeübte, der Philister, hat vom Künstlerischen keinen Hauch verspürt.

Dieses ewige Problem wird Hoffmann nicht müde zu bewegen; und in seinem „Kreisler“ hat er aus intimsten Elementen die Gestalt geschaffen, die es unerforschlich, weil ganz menschlich, verkörpert. Kreisler ist der stets mit sich selbst streitende höhere Mensch. Hedwiga ahnt ihn und begreift ihn rasch aus sich selbst heraus; Julia, die Reine, Milde, Seltsame, erkennt ihn nicht anders denn im Traum und im höchsten Traum des Weibes, der Liebe. Denn dem echten Weib ist in der reinen Liebe den unfehlbare dumpfe Instinkt für das Höchste gegeben. Dem Künstler verfließt die irdische Liebe, die er als Mann dem Weib entgegenbringt, die „Liebe des Künstlers“, das reine Himmelsfeuer, das nur leuchtet und wärmt, ohne mit verderblichen Flammen zu vernichten“. Kreisler zwischen Hedwiga und Julia: Das ist das zum Symbolischen erhöhte Schicksal des „guten Musikanten“. Das „feindliche Prinzip“ aber läßt es nicht zu, daß es im Erleben des Künstlers zu der Ruhe komme, die sein inneres Ohr aus allen Dissonanzen befreiend im Akkord vernimmt. Das hätte der dritte (ungeschriebene) Theil der großangelegten Kreislerbiographie zeigen sollen. In den „Abenteuern der Silberstrahl“ hat Hoffmann eine Art Fortsetzliche geschaffen. Und im „Artushof“ kehrt das Thema, geklärt von allen Schladen des Persönlichen, aber allzu sehr ins Mittelalterlich-Schablonenhafte und zauberhaft Liedliche ätherisiert wieder.

Eine geniale Synthese des Themas, echt hoffmannest paraphrastisch, hat dem Kenner dieses seltsamsten deutschen Dichters Jacques Offenbach in seiner Oper „Hoffmanns Erzählungen“ dargebracht. Nicht so sehr im Text, der ein geschicktes Rosett aus Hoffmanns Gestalten und Elementen bietet und den nur ein erfahrener Liebhaber Ernst Theodor Amadeus in seinen beständigen Illusionen an das Werk des Dichters völlig zu genießen in der Lage ist, sondern in der geisthaften, melancholischen, alle Mächte der Unterwelt beschwörenden, die Tiefen der Seele aufwühlenden und immer wieder in der unendlichen Sehnsucht, die ein Höheres ahnt, versöhnenden Musik. Und diese Musik ist wahrhaftig Etwas von Hoffmanns Seele, der inbrünstig nach dem Geisterreich verlangenden, vor dem tödlich im Hintergrunde des Daseins lauern den Wahnsinn bangenden, das fragenhaft Alltägliche mit dem Spott des Vereinfachten bekämpfenden Seele des vollkommenen, man möchte sagen: unrettbaren Künstlers. Immer wieder ist es die Eine, das „Engelbild, das, ein süßes, unerforschtes Geheimniß, schweigend ruhte in seiner Brust, sie, die Herrliche, die zum Leben gestaltete Ahnung, aus der Seele des Künstlers hervorleuchtet als Gesang, Bild, Gedicht!“ Er sucht sie im Leben; aber der „Dämon“, das „feindliche Prinzip“ tritt ihm stets in den Weg. Aus ihm selbst erhebt er sich und stellt sich ihm unbesiegbar entgegen, der ewige Widersacher, der Vernichter.

In den „Kreisleriana“ ist Künstlers Erdenwallen mit unübertrefflichem Humor geschildert; dazwischen strahlen die reinsten, leuchtendsten Hymnen an die alleinseigmachende Kunst. Der „Rater Murr“ malt mit dem verweilenden Pinsel des Genremalers in behaglicher Satire den bürgerlichen Quietismus. In genialer Verwirrung sind unter diese Dokumente des selbstgefälligen Philistertumes die wunderbaren Kreislerfragmente verstreut. Der „Goldene Topf“ stellt, wie später, um eine Oktave höher und im Tempo beschleunigt, der von scharfem Zeitlohn durchsetzte „Meister Floh“, die beiden im „Rater Murr“ durch den ironischen Crit der abwechselnden „Murr“- und „Kreisler“-Stücke getrennten Welten des Philistertums und der Phantasie, Ahnung und Gegenwart auf eine Ebene, von der sich nur

manchmal die anonymen Vertreter der leichteren Sphären ein Wenig erheben. Der Student Anselmus (er sollte berühmt sein wie Werther, wie Wilhelm Meister; seine Seele ist in höherem Grade Ebenbild der Gottheit als die des rationalistisch sich aus kurzem Rausch ermachternden Wilhelm, dieses armfälligen aller „Helben“), Anselmus, dem wir im „Jachs“ unter anderem Namen wieder begegnen, ist eine besänftigte, vor Allem von jeglicher Anlage zur Ironie freie Ausgabe des Kreisler, sein Ideal vielleicht. Anselmus ist der weltfremde, Kreisler der argwöhnische wehrhafte Künstler. Anselmus ist Kreisler-Hoffmann als Jüngling, da er noch mit Hippel von dem süßen Glück der Freundschaft schwärmte und eine aus der Ferne angebetete „Amorata“ im scheu knospenden Herzen trug, Kreisler-Hoffmann vor den Enttäuschungen, die ihm ein bald hochbrandendes Leben zugebracht hatte. Immer wieder taucht aus Kreislers purpurnen Dunkelheiten die selige Anselmus-Sehnsucht nach Serpentina, dem goldenen Schlanglein, herauf: „Mit Euch will ich ziehen, Ihr Afforde! Von Euch getragen, soll sich aller trostlose Schmerz emporrichten zu mir und sich selbst vernichten in meiner eigenen Brust und Eure Stimmen sollen wie himmlische Friedensboten verkünden, daß der Schmerz untergegangen in der Hoffnung, in der Sehnsucht der ewigen Liebe.“ Aber immer wieder „regen sich die finsternen Geister, die so oft Nacht hatten über ihn, und greifen schonungslos mit scharfen Krallen in seine wunde Brust.“ Dann spottet wohl der wunderfame Dichter selbst: „Die Freunde behaupteten: die Natur habe bei seiner Organisation ein neues Rezept versucht und der Versuch sei mißlungen, indem seinem überreizbaren Gemüthe, seiner bis zur zerstörenden Flamme aufglimmenden Phantasie zu wenig Phlegma beigemischt und so das Gleichgewicht zerstört worden, das dem Künstler durchaus nöthig sei, um mit der Welt zu leben und ihr Werk zu dichten.“ Aber der Ueberreiche hat auch der Welt gegeben, was sie braucht, und ihr in den „Serapionbrüdem“ die Werke hinterlassen, an denen sie ihn auf ihre Weise erkannt hat, der mehr war als diese „Gaben der Wilde“.

Wenn die Musik die „Sprache des unbekanntem romantischen Geistesreiches“, die „in Tönen ausgesprochene Sanskritta der Natur“ ist, dann ist Hoffmanns Dichtung ein ganz einzigartiges Ereigniß. Die ohne sonderlich zubringende Wortfälle sich sozusagen aus sich selbst erzeugende Prosa wirkt als eine Parallelercheinung zur reinen Musik. Diese aus dem Geiste der Musik geborene und in ihren Mitteln wie die einzig erhabene Lyrik durchaus musikalische Dichtung enthält, hört man sie richtig, eine ewige Melodie: die „Ähnung des Ueberfinnlichen“. Und so wären dem Magier, der eine Uebereinkunft der Farben, Töne und Düfte“ gefunden hat („es kommt mir vor, als wenn alle auf die gleiche geheimnißvolle Weise durch den Lichtstrahl erzeugt würden und dann sich zu einem wundervollen Konzerte vereinigen müßten“) unbewußt das Höchste als Gnadengeschenk zu Theil geworden: seine Kunst hat für ein paar Musikanten die Sprache der ewigen Ähnung selbst. Wie in Hoffmanns herrlichem Märchen Felix und Christlieb das „fremde Kind“, er als einen Knaben, sie als ein Mädchen erblicken und wie ihnen der Abgesandte des Feenreiches die ganze Natur belebt, daß sie die Sprache der Bäume und der Blüthe, des Waches und der Vögel verstehen, die Anderen nur ein Rauschen, Rausen, Plätschern und Zwitschern ist, so vernimmt der künstlerische Mensch aus den von einem großen Dichter verwendeten Zeichen der gemeinen Worte den großen Einklang der Welt, ein Echo des unhörbaren Sphärenengesanges.

Ein Reichsbankenamt.

Jeder haben zwei Bankfirmen in der Provinz das Zeitliche geegnet; und mit wachsendem Mißtrauen blickt man auf die Depositenbanken der Großbanken. Das ist das Tolle bei der Geschichte: der schwache Bankier draußen beißt ins Gras und die Berliner Banken sollen unter Kontrolle gestellt werden. Jedesmal, wenn ein kleines Bankhaus fallirt, tauchen die Vorschläge „zur gesetzlichen Regelung des Depositenwesens“ wieder auf. Als ob man schon so angenehme Erfahrungen mit der staatlichen Aufsicht über wirtschaftliche Institutionen gemacht hätte! Im Jahr 1896 wurde zum ersten Mal angeregt, neben dem Depotgesetz auch eine lex zum Schutz der Depositengläubiger zu schaffen. Die Regierung hat damals, aus Gründen der Bequemlichkeit, den Vorschlag zu den Akten gelegt und sich, vernünftiger Weise, begnügt, ein unverbindliches Versprechen zu geben. Dann kam der Plan zu einer Reichsdepositenbank, der sich schließlich zu einem von der katholisch-agrarischen Partei des Reichstages gestellten Antrag veränderte, der Reichsbank die Möglichkeit der Annahme verzinslicher Depositengelder zu gewähren. Mit diesem bis auf den heutigen Tag unerfüllt gebliebenen Wunsch habe ich mich vor zwei Jahren hier beschäftigt. Ein Reichsmonopol fürs Depositengeschäft: dahin ginge, früh oder spät, dann die Reise. Können die Aktienbanken mit einem von Reiches wegen arbeitenden Unternehmen konkurrieren? Die Zauberwirkung, die unsere Reichsherrschaft auf breite Schichten übt, würde der Reichskasse gute Zinsen tragen, die aber, indirekt, von dem gesammten Kontingent der privaten Bankhäuser aufgebracht werden müßten. Die könnten zusehen, wie sie ihre Dividende herausbekämen. Mit „soliden“ Geschäften jedenfalls nicht. Kehliche (wenn auch nicht ganz so schlimme) Wirkungen würde die Erweiterung der Reichsbank zum normalen Depositeninstitut haben. Dazu kämen Bedenken, die sich auf das Centralnoteninstitut selbst beziehen. Die Unvereinbarkeit einer gesunden Diskontpolitik mit dem Zwang, Geschäfte zu machen, um die Depositenzinsen aufzubringen. Die letzte Etape auf dem Marsch zum Schutz der Depositen hat die Bankenquetekommission gezeigt. Da wurde die Frage gestellt: „Empfiehlt es sich, Maßregeln zur Sicherung der Depositengelder zu treffen?“; und dieser Punkt der Tagesordnung ist noch nicht erledigt. Die Kommission hat ihre Arbeiten unterbrochen und wird sie vor dem Herbst kaum wieder ernstlich aufnehmen. Sogar an ein „Reichsaufsichtamt für das Bankwesen“ wird, wie es heißt, gedacht. Das ist der neueste Reformvorschlag. Vielleicht sehen wir noch einen Staatssekretär des Reichsbankenamtes im Reichstag Propaganda für Emissionen machen; denn die Bankenrepublik verdient schließlich, von einem eigenen Staatssekretär geleitet und kontrollirt zu werden. Oder man macht das Aufsichtsammt zu einem Ressort des Reichskoloniamtes. Da brauchte man sich nach einer sachverständigen Führung gar nicht erst umzusehen. Der neue Plan ist freilich nicht besser als die älteren. Zunächst ist jede Reglementirung vom Uebel. Sie gehört zum eisernen Bestande der Prostitution. Dort dient sie dazu, den Volkskörper vor ansteckenden Krankheiten zu bewahren. Nun fragt sich, ob die Banken im Allgemeinen auf ein so tiefes Niveau gerathen sind, daß man nöthig hat, sie unter Kontrolle zu stellen. Sie zu zwingen, sich in bestimmten kurzen Zwischenräumen einer

ärztlichen Untersuchung zu fügen. Denn die für das Aufsichtamt Schwärmenden wollen, daß die Finanzinstitute regelmäßig eingehende Aufstellungen des jeweiligen Vermögensstandes vorlegen, die den Beschauern ermöglichen, den Status falltenlos vor sich zu sehen. „Unfrisierte Bilanzen“: als ob so Etwas je dagewesen wäre. Die Banken haben geglaubt, mit der Konzeßion der Zweimonatbilanzen der Erörterung die Spitze abbrechen zu können. Aber der schöne Trieb, Gutes zu thun, hat wenig genützt: das Aufsichtamt soll trotz Allem Ereigniß werden.

Ich glaube, daß man die Komplizirtheit eines modernen Bankbetriebes unterschätzt, wenn man sich einbildet, durch öffentliche Kontrollorgane den Sicherheitkoeffizienten erhöhen zu können. Abgesehen davon, daß dem Staat jegliche Aktivlegitimation fehlt, sich in Angelegenheiten der Privatwirthschaft einzumischen, besitzen seine Mandatare nicht die Sachkenntniß, die von den Berathern gewiegter Geschäftsleute zu fordern wäre. Wie ist denn mit den Staatskommissaren und Bankinspektoren bei den Hypothekenbanken? Ist Jemand so naiv, sich einzubilden, daß die Anwesenheit dieser Kontrolleure die Ausnutzung falscher Grundstücktagen und die Ueberbeleiung gewisser Objekte unmöglich macht? Man hat ja laut betont, die Verhältnisse bei der Bayerischen Bodenkreditanstalt in Würzburg seien durchaus nicht abnorm gewesen. Darlehen von der Art der dort inkriminirten finde man überall in bayerischen und preussischen Banken. Gewiß. Und ein Hypothekenspfandbrief ist deshalb noch lange kein Spekulationspapier. Aber die Staatsbeamten, mögen sie noch so gut geschult sein, reichen für die Beurtheilung geschäftlicher Verhältnisse nicht aus. In Bayern hat man sich darum entschlossen, den Kommissaren wirkliche Sachleute an die Seite zu stellen. Das ist: bei all dem Geschrei nach der Zuchttruthe des Staates kommt man nicht von den Leuten los, die kontrollirt werden sollen. Aus ihren Reihen müssen die Aufsichtorgane genommen werden; und da entsteht schließlich, wie wir sehen werden, ein *circulus vitiosus*. Im Uebrigen ist eine Hypothekendank von einer Mobilienkreditbank durch eine ganze Welt getrennt. Dort ein Geschäft, das sich in primitiven Formen, meist automatisch, abwickelt; hier ein Apparat, der immer komplizirter wird. Noch sichtbar wird der Gegensatz, wenn man das Bankenamt dem Kaiserlichen Aufsichtamt für Privatversicherung vergleicht. An dieses Amt haben nämlich die Ideologen auch gedacht. Ohne zu überlegen, welche fundamentale Unterschiede zwischen dem Versicherungsgeschäft und den rein bankmäßigen Transaktionen bestehen. Die Versicherungskassen sind Sparkassen. Damit ist Alles gesagt. Da die Spargelder einen der wesentlichen Bestandtheile des Volkvermögens ausmachen, so sind sie besonderen Schutzes bedürftig. Deshalb haben sich die Versicherungsinstitute Vorschriften zu unterwerfen, die den für die Verwaltung der Oeffentlichen Sparkassen geltenden Bestimmungen angepaßt sind. Das Vermögen der Sparkassen stammt aus der breiten Masse des Volkes; es sind die kleinsten Kapitalisten, die ihr Geld diesen Kassen anvertrauen. Deshalb sind hier besondere Schutzvorrichtungen am Platz. Die im Deutschen Reich in den eigentlichen Sparkassen investirten Summen haben im Jahr 1908 einen Gesamtbetrag von mehr als 15 Milliarden Mark erreicht, während die im Betrieb der Banken arbeitenden Depositengelder etwa 8½ Milliarden ausmachten. Diese acht Milliarden stammen zum großen Theil aus anderen Kreisen als die Sparkasseneinlagen. Wer sein Geld bei der Bank liegen läßt, thut es nicht nur, um Zinsen daraus zu erzielen, sondern, um die Mittel

zum Ankauf von Effekten oder zur Spekulation an der Börse präsent zu haben. Ersparnisse sind natürlich auch; aber nicht „Rothgroschen“, wie bei den Spartassen. Die Großbanken legen keinen Werth darauf, in den Augen des Publikums als Spartöpfe zu gelten. Nur in der Provinz wird oft noch mit dem Begriff Spartasse operirt, um Depositengelder anzulocken. Die Provinz liefert überhaupt mehr Material für die Propaganda zu Gunsten einer staatlichen Kontrolle als die Haute Banque. Seit dem Zusammenbruch der Leipziger Bank ist man nervös geworden; aber die Hengstlichkeit konnte nicht verhindern, daß der Strom der Depositengelder sich bis in die dunkelsten Winkel der Bankenprovinz ergießt. Bei den Insolvenzen, die in großer Zahl der Leipziger folgten, haben die getäuschten Hoffnungen der Depositengläubiger keine kleine Rolle gespielt. Werden solche Erfahrungen durch die Thätigkeit eines Reichskontrolsamtes unmöglich gemacht? Der Prozentsatz der fremden Gelder, der in nicht pupillarisch sicheren Firmen arbeitet, ist zum Glück nicht allzu groß. Die Summe der Depositen beträgt bei den berliner Großbanken wohl mindestens 2 Milliarden, da als Depositengelder nicht nur die auf Depositenkonto gebuchten Einlagen zu gelten haben, sondern auch ein Theil der Kreditoren mitzurechnen ist. Das sind beinahe 25 Prozent der Gesamtdepositensumme. Und nur 10 Prozent etwa, nämlich 870 Millionen, entfallen auf Aktienbanken bis zur Grenze von 10 Millionen Mark Grundkapital. Wie groß der Antheil der Privatfirmen am Depositengeschäft ist, erklärt man nur „von Fall zu Fall“; wenn es zur Insolvenz kommt. So hatte das alte lübecker Bankhaus Ludmann & Soltau, das seine Zahlungen eingestellt hat, 750 000 Mark Depositen. Im Ganzen wird der den Privatbankiers anvertraute Theil der deutschen Spargelder keinen so erheblichen Bruchtheil ausmachen, daß man nicht sagen dürfte, das Gros sei in sicherer Obhut.

Soll das Aufsichtamt kein Kasperletheater sein, so müssen sachverständige Personen den Kontrolldienst besorgen. Es genügt nicht, daß man banktechnisch geschulte Beamte in die Kontrolleation steckt. Die Praxis langer Jahre kann ein Hospitiren im Bankgeschäft nicht ersetzen. Die Augen der Beamten müssen also durch die Brillen der Praktiker sehen. Und da liegt die Hauptschwierigkeit. Werden zur Unterstützung der Revisoren Bankleute in das Aufsichtamt berufen, so muß man, um kein Mißtrauen zu wecken, bei der Auswahl dieser Sachverständigen jedes große Institut berücksichtigen... Die Großbanken, nordw., Alg. mit, Belgier, usw. d'her. Verwaltung vollständig vertreten sein. Was wäre die Folge dieses Zusammenwirkens? Alle Coullissegeheimnisse würden bekannt. Die natürlichen Schranken, die im Konkurrenzkampf aufgerichtet werden, senken sich vor den vereinigten Blicken der Bankvertreter; und kein Institut könnte dem anderen Etwas verbergen. Ein Idealzustand im kommunistischen Staat. So weit sind wir aber noch nicht. Deshalb wird der Zwang zur Entschleierung vor dem lästernen Auge des Nachbarn einem Bankleiter nicht allzu viel Reiz bieten. Das Aufsichtamt soll in den Stand gesetzt werden, die Bilanzen bis ins Innerste zu durchforschen; es soll vor gewissen Geschäften um seine Zustimmung ersucht werden und in der Lage sein, die Qualität der Debitoren zu prüfen. Die Banken werden bei der Gewährung von Kredit ähnlichen Vorschriften unterstellt sein, wie sie jetzt für die Hypothekenbanken gelten. Und von der Aufsichtsbehörde wird künftig der Umfang des Kredits bestimmt werden. Bei all diesen Fragen haben die Fachleute mitzureden; und so wird die Deutsche Bank genau wissen, wie die Kundschaft der Diskontogesellschaft ausieht, und die Darmstädter

Bank wird keine Geheimnisse mehr vor der Handelsgesellschaft haben; alle Institute werden dann bald nach dem Grundsatz arbeiten: „Mes affaires, ce sont les affaires des autres“. An die Stelle der freien Konkurrenz tritt der unlautere Wettbewerb; unter dem Schutz des Reiches. Das thut aber nichts; denn erstens ist die Moral befriedigt und zweitens wissen die Depositengläubiger, daß sie höchstens noch unter Reichskontrolle ihr Geld verlieren können. Aber verlieren können sie es auch künftig.

Nimmt man etwa an, daß die Großen schon heute kein Geschäftsgeheimnis vor einander haben? Die amtliche Sanktionierung der Topfguderei schließt immerhin einen ganz neuen Zustand. Und was soll aus dem Aufsichtsrath werden, wenn ein Aufsichtsrath da ist? Zwei Kontrollorgane sind nicht nöthig. Aber das Institut des Aufsichtsrathes läßt sich nicht durch einen Federstrich beseitigen; es wurzelt in dem Komplex der Beziehungen, die zwischen der Finanz und allen Faktoren des wirtschaftlichen Lebens bestehen. Hat der Aufsichtsrath nicht mehr zu kontrolliren, so muß er acquiriren oder wenigstens repräsentiren. Und wie soll der bessere Schutz der Depositengelder in praxi erreicht werden? Das Aufsichtsrath wird besondere Sicherheiten verlangen; die können nur in bestimmten Anlagen bestehen. Man wird also fordern, daß ein Prozentsatz der fremden Selber in Staatspapieren oder in Hypotheken angelegt werde. Da aus solchen Reserven nur mäßige Zinsen zu erzielen sind, werden die Banken gezwungen sein, die Vergütung für bare Einlagen zu verringern. Das hätte wahrscheinlich einen Rückgang der Depositengelder zur Folge; das Geld würde schnell bessere Profitgelegenheit suchen. Vielleicht triebe man gerade dadurch einen Theil des Volkvermögens zu Anlagen zu, vor denen es geschützt werden müßte. Weiter. Um das Betriebskapital reichlich zu verzinsen, müßten die Banken Entschädigung für den Zwang, den ihnen das Aufsichtsrath auferlegt, finden; also risikante Geschäfte machen. Denn die Kreditinstitute sind keine Sparkassen; und jeder Versuch, sie in enge Fäden einzusperrn, muß zu einem gewaltigen Ausbruch an den nicht geschützten Stellen führen. Die beiden Privatfirmen, die jetzt ihre Zahlungen eingestellt haben, W. A. Rosenbaum in Lippstadt und Ludmann & Soltan in Lübeck, sind an den Schwierigkeiten zu Grunde gegangen, die der Provinz aus der Konkurrenz entstanden. Rosenbaum ließ sich in groß angelegte Wechselgeschäfte ein; und die Lübecker hatten ihren Ehrgeiz an die Aufgabe gesetzt, ein industrielles Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Sie überboten mehrere Aktienbanken, die sich um die Durchführung der Transaktion beworben hatten, und blieben schließlich auf den neu geschaffenen Papieren sitzen. Könnte das Aufsichtsrath solche Fehler verhindern? Es könnte dem Privatbankier nicht verbieten, Aktiengesellschaften zu gründen; aber verlangen, daß für die etwa vorhandenen Depositengelder genügende Sicherheit da sei. Schön. Nun zeigt der Bankier ein Effektenportefeuille und erklärt: „Das sind die Unterlagen der Depositen“. Wer will ihn hindern, diese Papiere zu lombardiren oder als Sicherheit für Spekulationsgeschäfte zu hinterlegen? Man kann doch die Gegenwerthe für die fremden Selber der Verwaltung der Banken oder Bankiers nicht ganz entziehen. Das wäre eine Bevormundung, die sich gewiß kein angeesehenes Bankhaus gefallen ließe. Und bei einer Klassirung kämen wir zu einer Rechlungsliste.

Müssen wir unsere Depositanken durchaus vor dem Ausland diskreditiren? Das hat uns bisher um sie beneidet. Und die größeren stehen auf ziemlich festen Füßen.

Ladon.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulrichs.
Reichsbank-Giro-Conto.

Bergwerksunternehmungen.



MURATTI

Einheitspreis
M. 12.50

Luxusauführung
M. 16.50

Salamander

Schubreg. m. b. H.

Berlin W. 8,
Friedrichstr. 182.

Stuttgart - Wien I - Zürich



Der Frühling lockt und
ruft zum Ringelreihen,
Und alles tanzt und jubelt:
Es ist Maie!
Stolz dreht sich heisa-
bappa wie ein Pfla-
ze In Salamander - Stiebel
Mann und Frau!

Fordern Sie Max' erlich H.

Nähret die Nerven mit Neocithin aus Apotheken
Drogerien.

Ludwig Katz, Berlin

Unter den Linden 31.

Vornehme Herren- und Damen-Moden.

Moderne Erdmannsdorfer Möbel

für Büro und Herrenzimmer

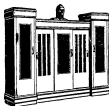
Man verlange Kataloge:

- „B“ für Bibliotheken und Bücherchränke
- „H“ für Herrenzimmer und Privat-Büro
- „K“ für Kontormöbel
- „L“ für Klubsessel und Ledermöbel

BEER & HAROSKE

G. m. b. H.

BERLIN C 37, nur Hausvogtelplatz 12



Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Die oberen ZehntausendOperette in 3 Akten nach einer Idee des
Victorien Sardou v. Julius Freund.
Musik von Gustav Kerker.
In Szene gesetzt von Dir. Rich. Schultz.**Victoria-Café**Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.**Verfasser**von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitte
mir, zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften
Vorschläges hinsichtlich Publikation ihrer
Werke in Buchform, sich mit uns in Ver-
bindung zu setzen.21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).**Unterhaltungs-Restaurant Wien-Berlin***Elegantes Familien-Restaurant.*

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

*— Treffpunkt der vornehmen Welt —*Die ganze Nacht geöffnet. **Künstler-Doppel-Konzerte.****Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung**

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

Terrains, Baustellen, Parzellierungen.

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

NPG Photo-Papiere u. Films

werden von ersten Amateuren bevorzugt. — Gesamtpreisliste kostenfrei.

Die verbreitetste Marke  auf der ganzen Welt**Das Bild.** Monatsschrift für photo-graphische Bildkunst.
Jahres-Abonnement mit April beginnend Mk. 2.—, Ausland Mk. 2.60.

Probepeltte kostenlos

Neue Photographische Gesellschaft A.-G., Steglitz 57.

Schriftstellernbietet sich vortheilhafte Gelegenheit zur
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.**Arkadia Behrenstr. 55-57**

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerbauten **Moulin rouge**⁶⁶Reunions: Montag, Dienstag,
Donnerstag, Sonnabnd 1INTERNATIONALE PHOTO-
GRAPHISCHE AUSSTELLUNG**DRESDEN 1909**

Ausstellungspalast * Mai-Oktober

Kunst- und wissenschaftliche Photographie
Reproduktionstechnik, Industrie, Sonderaus-
stellung für Länder- und Völkerkunde, Stern-
warte und Kosmische Fernphotographie in
Betrieb, Brietauben-Photographie, Vorfüh-
rungen für Beleuchtung und Unterhaltung,
Vergnügungspark, Tombola.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Deutsche De Dion Bouton-Gesellschaft

G. m. b. H.

Mülhausen i. Els.



Die erste Marke



der Welt



Telephon No. 243.

„Welt-Detektiv“

Preis Berlin 75, Leipzigerstr. 107 Cl.
Ecke Friedr. d. Str. Tel. 1, 3571.
Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vor-
kommen und Privatsachen, **Überall!**
Auskünfte üb. Vorleben, Lebens-
weise, Ruf, Charakter,
Vermögen, Einkommen, Gesundheit usw. von
Personen an allen Plätzen der Erde. **Diskret.**

In 4. Auflage 1906 erschien:
Der Marquis de Sade
und seine Zeit.

Ein Beitr. z. Kultur u. Sittengeschichte
d. 18. Jahrhds. m. bes. Bezieh. a. d. Lehre v. d.
Psychopathia Sexualis
von **Dr. Eugen Dührer.**

573 S. Eleg. br. M. 10,—, Leinwbd. M. 11,50
Ferner in 7. Auflage:

Geschichte d. Lustseuche
im Altertum nebst ausführl. Untersuch. üb.
Venus-u. Phalluskult, Bordelle, Nonsos, Tineleta,
Päderastie u. and. geschlechtl. Ausschweifgen.
d. Alten. Von **Dr. J. Rosenbaum.** 435 Seit.
Eleg. br. M. 6,—, Leinwbd. M. 7,50. Prospekt
u. Kurzd. üb. Kultur- u. Sittengeschichtl. Werke grat. frk.
H. Marsdorf, Berlin W 80, Kochstr. 16 f.

Wie gewinnt man
neue Lebensfreude? oder das **Sexual-**
Nerven-System des Menschen und dessen
Aufzucht und Kräftigung durch ein er-
probtes Verfahren. Broschüre von **Dr. Pöche**
geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**
Berlin W. 150, Potsdamerstr. 131.

Man verlange d. feine Buchhandlung od.
d. den Verlag **Karl Schnabel, Berlin,**
Potsdamerstraße 158 (kostenlos),

Hinweis durch Urteile der Presse
auf **Constantin Brunner**

Die Lehre von den Geistigen
und vom Volke

für diejenigen, die frei werden wollen u.
können vom modernen, wissenschaftlich
verbrämten Aberglauben.

Gegen die Beherrschung unfrer Gedan-
ken d. die Scholastik Immanuel Kants.

Gegen den naturphilosoph. -nachrichtl.
Aberglauben v. der Entwicklungslehre

und ihren Afterpropheten Nietzsche.

Gegen die Nartheit und Gefahr der
lophen. allgemeinen Bildung. :-: :-: :-:

(Die Leser der „Zukunft“ werden gebeten,
Zukunft Nr. 16 vom 16. Januar d. J., Seite 98—100,
„Gespräch zwischen dem Gebildeten und dem
Lernenden“ über dieses Werk zu vergleichen).

In weitesten Kreisen bekannter Verlag

kauft schnellst. u. bringt in geschmackvoll. Ausstattung mit Erfolg **Romane, Novellen, Gedichte**
heraus, trägt e. Teil d. Kosten. Coustante Zahlungsbeding. Zuschr. E. K. 56, Berlin W. 110

Schriftsteller

die ihre Werke bei grossem Buchverlag
unter vorteilhaften Bedingungen verlegen
wollen, wenden sich sub. Z. 3, 86, an Haasen-
stein & Vogler A.-G., Leipzig.

Die sexuelle Not.

Als der Prozess Eulenburg verhandelt wurde, schrie die Welt auf vor Entsetzen.
Wie ist es möglich, fragte man, dass sich menschlicher Urtrieb so verirren kann?
Auf diese Frage und auf alle anderen, die damit zusammenhängen, gibt das
Buch **„Die sexuelle Not“** von **Dr. Fritz Wittels** (Preis M. 4,—, geb. M. 5,50) Aus-
kunft; denn die Affäre Eulenburg ist ja nur ein kleiner Spezialfall in dem ungeheuren
Leidensgebiet, auf dem die sexuelle Not schier unbesieglar herrscht.

Der Grundgedanke des Wittels'schen Werkes ist eine Entdeckung, nämlich die
Entdeckung, dass es eine sexuelle Not gibt, so gut wie es eine soziale Not gibt.
Die soziale Not kennt jeder, sie wird unaufhörlich öffentlich diskutiert, aber von der
sexuellen Not spricht man nicht, weil man sich ihrer schämt. An aufklärender
Wirkung wird **„Die sexuelle Not“** nicht hinter der Kraft Ebbing'schen „Psychopathia
sexualis“ zurückstehen.

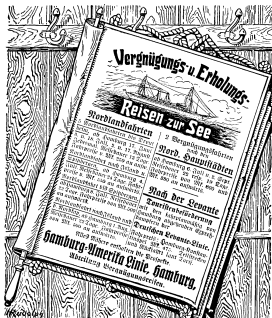
Ausführlicher Prospekt, gratis und franko durch
Buchhandlung **L. Rosner, Wien I, Franzensring 16.**

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät. milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Beeinflussung,
Zanderinstitut, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heilbare Winterluftbilder,
behagliche Zimmereinrichtung, Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen
ansteckende und Geisteskranke.

Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt **Dr. Loebell.**



Geschäftliche Mitteilungen.

Charakterergründung. Täglich werden wir uns über die Tatsache klar, dass wir rings um uns auf lauter Rätsel stossen. Wir bilden uns so viel ein auf unsere vorgeschrittene Erkenntnis, auf die staunenswerten Entdeckungen, die der menschliche Geist macht, und erhoffen uns von der Zukunft noch Grosses, Ungesahntes. Und doch sind wir über uns selbst nicht klar, auch über seinen eigenen Charakter ist sich wohl selten jemand im reinen. Da wäre es denn ganz interessant, wenn uns ein Psychologe durch Beurteilung unserer Handschrift gewissermassen einen Spiegel vorhielte. Wir würden darauf aufmerksam gemacht, vielleicht mehr auf uns zu achten, und uns bemühen, manchen Fehler abzulegen. Herr P. P. Liebe im Augsburg I analysiert aus der Handschrift Eigenschaften, Fähigkeiten, überhaupt die ganze Individualität, die feinsten und intimsten Züge. P. P. Liebe übt bereits seit 1890 seine Praxis aus und hat für seine Originalmethode den Namen „Psychographie“ erfunden.

Eine Fahrt in den nordischen Frühling. Schon am 17. Juni tritt eines der schönsten Touristenfahrzeuge der Hamburg-Amerika-Linie der Doppelschraubendampfer „Meteor“ von Hamburg aus seine erste diesjährige Nordlandreise an, die über das romantische Odde zur alten Hansestadt Bergen, und weiter über Gudvangen, Balholmen, Aalesund, Molde und Naes zum tausendjährigen Drontheim führt, der allehrwürdigen nordischen Krönungststadt, in der die Steine des mächtigen Domes von Wikingenfahrten und den Taten reckenhafter Vorzeithelden prägnen. Auch für Ueberlandausflüge in die Gebirgs- und Seenwelt des nahen Innenlandes, zu Gletschern und Wasserfällen ist gesorgt. Eine grössere solche Tour führt die „Meteor“-Reisenden z. B. von Bergen über Vossowangen nach dem malerisch in felsumstürter Landschaft gelegenen Touristenhotel Stalheim, von dem aus sich grossartige Ausblicke in die wilden Schluchten des Nardösis bieten. Die erste Meteorfahrt dürfte daher Allen, die Herz und Auge an nordischer Frühlingsherlichkeit erfreuen wollen, sehr zu empfehlen sein.

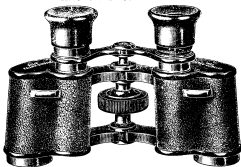
Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Hotel und Kurhaus

„Weisser Hirsch“ in Schwarzburg in Thüringen bei, worauf wir unsere werten Leser besonders aufmerksam machen.

Busch

Neue Prisma-Binocle-Modelle
mit erhöhter Plastik.



Stereo-Doppeltlicht $6\times$ und $8\times$ Vergrößerung Mk. 120 u. 130
Stereo-Terlux :: :: $6\times$ und $8\times$ Vergrößerung Mk. 150 u. 160

Ausserdem bestens empfohlen die bekannten Binocles:

„Thaliar“, „Lynkop“, „Doppeltlicht“ u. „Terlux“

Kataloge versendet gratis und franko:

EMIL BUSCH A.-G., Optische Industrie RATHENOW.

Zu beziehen durch alle Handlungen.



Ostertag
Über **25.000** Kassen
geliefert.

Ostertag-Werke A. G.
Berlin SW. Friedrichstr. 49
an der Kochstr.

„Adler“
Deutsche Portland-Cement-Fabrik
Actien-Gesellschaft.
Bilanz-Conto per 31. Dezember 1908.

| Debet. | | M. | ℳ |
|-----------------------------------|------------|----|---|
| Grundstücks-Conto | 546 561 | 45 | |
| Gebäude- u. Oefen-Conto | 5 067 492 | — | |
| Neubau-Conto | 2 434 810 | 85 | |
| Maschinen und Inventar | 2 169 802 | — | |
| Inventarbestand an Fabrikat, etc. | 2 068 098 | 79 | |
| Cassa-Conto | 17 108 | 20 | |
| Debitores und Wechsel | 853 886 | 86 | |
| Effekten-Conto | 148 257 | 75 | |
| Assicuranz-Conto | 82 387 | 32 | |
| | 13 688 226 | 77 | |
| Credit. | | M. | ℳ |
| Actien-Capital-Conto | 4 000 000 | — | |
| Reservfonds-Conto | 2 775 542 | 16 | |
| Conto-Corrent-Reserve | 20 000 | — | |
| Erneuerungsfonds | 20 000 | — | |
| Arbeiter-Unterstützungs-Kasse | | | |
| Rüdersdorf | 13 685 | 71 | |
| Beamten-Pensionskasse | 41 057 | 06 | |
| Obligations-Conto | 2 829 330 | — | |
| Oblig.-Zinsen-Conto 1908 | 3 262 | 30 | |
| Dividenden-Conto 1905 | 120 | — | |
| do. 1906 | 500 | — | |
| do. 1907 | 300 | — | |
| Creditores | 2 966 007 | 08 | |
| Hypotheken-Conto | 22 000 | — | |
| Saldo-Gewinn | 762 420 | 71 | |
| | 13 588 226 | 72 | |

Die pro 1908 auf 10% festgesetzte Dividende gelangt mit Mk. 100.— pro Aktie auf den Dividendschein No. 15 vom 11. d. Mts. ab in Berlin bei der Deutschen Bank, sowie bei der Nationalbank für Deutschland zur Auszahlung.



Stottern

Auskunft frei über dauernde Beseitigung.

Osk. Haasdörfer,
Breslau-W. 443.

(ehem. a. schw. Stott) Empf. v. Aerzten, Geistl., Schriftf. etc.

Eheschließungen England

rechtsgiltige, in England
Prosp. fr.; verschlossen 50 Pf.
Brook & Co., London, E. C. Queenstr. 90/91.

Dr. Möller's Sanatorium

Brookstr. Dresden-Loschwitz Prosp.

Diätet. Kuren nach Schroth.

Seine Freunde

od. sich selbst nach d. Handschrift charakterisiert zu sehen, ist nicht nur hochinteressant, sondern auch sehr wichtig! — Vertrauens-Spezialist für Geheilte seit 1890! Prospekt gratis. P. Paul Liebe, Psychologe in Augsburg I. 2, Fach

NORDSEEBAD

Borkum

genannt: „Die grüne Insel“

1918: 25 665 Besucher

Schönster Strand, starker Wellenschlag, ozeanreiche Seeluft. Herren-, Damen- u. Familienbadestrand, Licht- und Luftbad. Allen hygienischen Anforderungen ist genügt. — Tägliche Dampfbadverbindungen. — Prospekte, Fahrpläne gratis durch die Bade-Direktion und bei Haasenstein & Vogler A.-G.

Kühler's Strandhotel. I. Haus am Platze. Man verlange Prospekt.

OPEL

Rüsselsheim ^{am} M

Nähmaschinen

Fahrräder

Motorwagen

Man verlange Preisliste.



Engelhardt's
Chasalla-
Stiefel

D. R.-Patente Nr. 165 545, 179 871,
196 721 — Viele Auslandspatente
sind eingetragt

**Anatomisch richtige
Fussbekleidung**

Chasalla-Stiefel
stellen alle Erzeugnisse orthopä-
discher Massarbeit in den Schatten
verhüten Senkung und Plattfuss-
bildungen und sind von ersten
ärztlichen Autoritäten, wie Pro-
fessor v. Eszmarck etc., empfohlen

Chasalla
Schuhgesellschaft m. b. H.

W., Leipziger Strasse 19
C., König-Strasse 22-24
W., Taubentzen-Strasse 19

Gen. geschützt Verlangen Sie gratis Broschüre P

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen

Obb. bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

für Kranke (auch bettlägerige) Rekonvaleszenten und Erlösungsbedürftige. Beschränkte Krankenabtl.

Einzig schön

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendfrisches Aussehen, weiße, samtartige Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die echte

Steckenpferd - Lilienmilch - Seife

von Bergmann & Co., Bielefeld. A. Stild 50 Pf. Überall zu haben.

Passage-Kaufhaus

Betriebsgesellschaft m. b. H.

Friedrichstr. 110-112

BERLIN. Oranienburgerstr. 54-56 a

Frühjahrs-Neuheiten

Damen-Konfektion ☺ ☺ ☺

Damen-Hüte ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

Herren-Konfektion ☺ ☺ ☺

(Eigene Maass-Ateliers)

Herren-Hüte (Mayser-Hüte)

Handschuhe ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

Schuhwaren ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

Herren- u. Damenschirme

u. s. w.

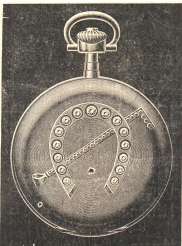
Beste Qualitäten.

Billigste Preise.

Ferner:

Möbel- und Wohnungs-Einrichtungen
Gardinen, Teppiche, Wirtschafts-Artikel

Wir verkaufen auf Teilzahlung.



Echte Glashütter Uhr No. 8357. Nur mit Sprungdeckel, Matigold, 14 karätig, 0,585 gesetzlich gestempelt, 50 Gramm brutto, mit Diamantdecke, 1 Diamant auf dem Unruhkloben, 1/2 Karat Brillanten im Hufeisen und 21 echte Rubine in der Peitsche M. 1100,—
Verschraubter Bügel. 5 Jahre Garantie.

Der diesjährige Katalog mit zirka 4000 Abbildungen enthält viele interessante Neuerungen in echten

**Schmucksachen,
Uhren,
Geschenkartikeln,
Musikinstrumenten,
Platten-Apparaten,
photogr. Artikeln.**

Alle Preislagen.

Alle Abteilungen sind bedeutend erweitert, Taschenuhren z. B. über 400 Nummern.

Die Sortimente „Wunderwerk I“ werden mit Kontrollscheinen über den Gang geliefert.

Bei goldenen Uhren, Ketten, Brillen, silbernen Bestecken ist das Gewicht angegeben.

Unser neuester Katalog ist erschienen.

— Wir stellen unsere Abnehmer zufrieden. —

Beweis:

Bericht des öffentlich angestellten beidigten Bücherrevisors und Sachverständigen L. Riehl, Berlin.

Ich bescheinige hiermit, dass von der Firma Jonass & Co., Berlin, innerhalb eines einzigen Monats 4931 Aufträge von alten Kunden, d. h. solchen, die schon vordem von der Firma Ware bezogen haben, ausgeführt worden sind.

In der vorstehenden Zahl 4931 sind nur die Bestellungen enthalten, die der Firma brieflich von den Kunden selbst überschrieben sind. Nicht gerechnet sind die durch Agenten und Reisende an frühere Kunden gemachten Verkäufe.

Ich habe mich durch Prüfung der Bücher und Belege von der Richtigkeit überzeugt.

BERLIN, den 1. Februar 1909.

L. Riehl, beidigter Bücherrevisor und Sachverständiger.

Katalog gratis und franko.
Gegründet im Jahre 1889.

Tausende Anerkennungen.
Hunderttausende Kunden.

Jonass & Co., Berlin SW. 108, Belle-Alliancestr. 3.

Vertragslieferanten vieler Beamtenvereine.

Am 11. 1123

Siedrung & Belgard

Am 11. 1123

BERLIN W. 9, Bellevuestr. 41 vis-à-vis Hotel Esplanade.
Salon eleganter Pariser Toiletten



Schwarzburg Thüringen
Hotel Weisser Hirsch

D-Züge
Berlin-München
bis
Rudolstadt

Wegen Wagenfahrt
(1^{1/2} Stunde) durch
das Schwarzatal
drahtet:

Huebner,
Schwarzburg

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrenserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
Moderates Specialsanatorium.
Aller Comfort. Familienleben.
Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

ALKOHOL

NATÜRLICHES **KARLSBADER** SPRUDELSALZ
SALZ
ist das allein echte Karlsbader
Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

• Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)
Nur für Teilm. & Tube 60 Pfg.

Hetaera-Hand-Krema

nur für Handpflege (u. Wundsein) & Dose 20 Pfg.
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger
Optik renommierter optischer
Firmen zu Original-Preisen
Modernste Schnellfokus-Cameras.
Bequemste Teilzahlung
ohne jede Vorauszahlung.
Binocles und Ferngläser.
Illustrierte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roseher)
Berlin SW., Schöneberger Str. 9.

Schockethal bei Cassel
Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtung. Gr. Erfolg. Entzück. sehr geschützte Lage. Zeitig. Frühling, mäßig. Sommertemp. Prospekt gratis. Tel. 151 Amt Gmd. Dr. Schaumiöffel.

Sommeraufenthalt. Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von Mk. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreibersbau 1/2 St.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhstion)
für chronische innere Erkrankungen, neurosenähnliche u. Rekonvaleszenz-Zustände
Diätetische, Brunn-u. u. Entziehungskuren.
Für Erholungs-suchende, Wintersport.
Nach allen Irrungenschaften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Höhenlage
Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht.
Näheres die Administration zu
Berlin SW., Möckerstrasse 119.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch Anzeigenverwaltung (Alfred Weber), Berlin SW. 68, Kochstr. 13a, Fernspr. VI. 567. sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.

HENKELL TROCKEN